



ngiyaw eBooks

LOUIS ULBACH

DIE BEIDEN
AERZTE

Louis Ulbach
Die beiden Aerzte
Novelle

Aus: Novellenschatz des Auslandes Band XI,
Herausgegeben von Paul Heyse, Verlag von Rudolph
Oldenbourg, München, 1874
Aus dem Französischen von C. F.

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Portrait des Schriftstellers

I.

Der Einspänner.

Doctor Céret war einer jener Aerzte mit Stock, Jabot und Manchetten, die nach und nach aussterben. Obgleich nur praktischer Arzt in einem Bezirksstädtchen des Departements der Aube, besaß er doch die netten Manieren eines Mannes, der in seiner Person den täglichen Gast einiger nachbarlicher Schlösser achtete. Er hätte selbst in Paris keine üble Figur gespielt. Herr Céret war groß, mager und vollständig kahl; ein scheinbar gutmüthiges Lächeln gab seinem entsetzlich blassen Gesicht einen eigenthümlich phantastischen Anflug. Galant gegen die Damen, denen er nie den Puls fühlte, ohne ihnen die Fingerspitzen zu küssen, benahm er sich gegen Männer mit einer komischen Würde und Steifheit. Er liebte die Geistlichen und Beamten und nahm gerne unter ihnen Platz, indem er sein Amt mit dem ihrigen verglich. Oft wiederholte er, daß, als Bewahrer von Familiengeheimnissen, er die Menschheit so gut kenne, wie der Richter und Beichtvater. Diese Kenntniß schien ihm übrigens nur

wenig Illusionen gelassen zu haben. Unter süßlichem Spott und glatten, empfindsamen Formen barg er eine erschreckliche Fühllosigkeit. Es war in ihm etwas von der bezahlten Höflichkeit eines Leichenbitters; wenn er mit seinem eigenthümlichen Lächeln grüßte, glaubte man, er gäbe einem Trauerzug das Zeichen zum Aufbruch. Es war eben so schwer, diesen Mann zu lieben oder zu hassen, als es schwer ist, ihn zu schildern.

Herr Céret erzählte niemals seine Lebensgeschichte. Nach zehnjähriger Ehe hatte er seine Frau verloren und blieb Vater eines Sohnes, den er für die ärztliche Laufbahn bestimmte. Zur Zeit unserer Erzählung hatte Louis Céret eben in Paris seine ersten Rigorosen abgelegt und practicirte in einem Hospital. Wir werden auf ihn zurückkommen. Beenden wir zuerst die Porträt-Skizze seines Vaters. Der Doctor abwechselnd gespreizt, freundlich oder finster, hatte kleine graue Augen, welche sich wie Bohrer ins Herz einschraubten. Diese Augen waren zugleich Spione und Verräther, sie spähten, aber sie ließen auch errathen. Ohne diese Augen war Herr Céret einfach ein Pedant; allein diese feurigen Sterne ließen auf eine Einbildungskraft und einen Ehrgeiz schließen, die ihn in teuflischem Galopp hoch über die bescheidene Sphäre seiner Patienten

hinwegtragen mußten. Doctor Céret hatte lange in Paris gelebt. Weßhalb er einen so einladenden Schauplatz verlassen hatte, wußte Niemand. Ohne Zweifel war es getäuschter Ehrgeiz, was ihn aus dem Garten der Hesperiden vertrieben hatte und fortan auf die Aepfel des eigenen Obstgartens beschränkte. Nie jedoch warf eine vertrauliche Mittheilung oder irgend ein Wort das geringste Licht über diesen Punkt. Man empfand dunkel, daß der Doctor, wenn er seine Memoiren schreiben wollte, den Leser schaudern machen könnte durch abscheuliche Erzählungen von der Art- wie Hebammen sie häufig wissen; aber unser Heilkünstler fühlte sich keineswegs zu schreiben versucht, kaum daß er mit wenigen Zeilen seine Recepte aufs Papier hinkritzelte. Sein Gespräch war zurückhaltend und einschmeichelnd; es floß ruckweise, wie durch Zapfen, welche der Doctor in bestimmtem von einer geheimnißvollen Etiquette dictirten Intervallen bald auf, bald zudrehte. Was diesen so geschickten Mann hauptsächlich bewogen haben mochte, Paris zu verlassen, war vermuthlich sein eignen nicht zu bemeisternder Blick. In der Provinz, auf dem Dorfe war er mehr Herr seiner selbst und mißtraute weniger den Andern. Herr Céret war ein sehr ernsthafter Mann, dem Nichts geringfügig erschien; im Gefühl seine Kraft, deren

unzeitiges Hervorbrechen er fürchtete, spielte er die Komödie mit dem elfenbeinernen Knopf seines Stockes, den Manchetten und dem Jabot, um nicht Furcht zu erregen. Durch den Gebrauch des chirurgischen Messers abgestumpft gegen körperliche Empfindlichkeiten, glaubte er kaum noch an den Schmerz, an eine Seele vollends gar nicht; über das Kapitel vom lieben Gott, den er als ein Vorurtheil duldete, bewahrte er die äußerste Zurückhaltung. Niemals stieß er einer allgemeinen Ueberzeugung geradezu vor den Kopf; er gefiel sich in dem Ton einer perfiden Höflichkeit. Eines haben wir noch zu bemerken, nämlich, daß Herr Céret nur zwei Schwächen deutlich errathen ließ: die Liebe zum Geld und die Zärtlichkeit für seinen Sohn. Der Geiz ist unstreitig eine herrliche Entschuldigung; er mußte Herrn Céret zum Deckmantel jener moralischen Gebrechen dienen, die er nicht frei zu bekennen wagte. Denn die Hauptgeschicklichkeit bei der Unmasse menschlicher Heucheleien besteht nicht so sehr darin, seine Fehler schlechtweg zu verstecken, als vielmehr einen einzigen dergestalt in den Vordergrund zu stellen, daß er Aller Augen auf sich zieht und so die bequeme Einschmuggelung der übrigen ermöglicht. Der Doctor war sich seines Geizes bewußt und wollte auch für geizig gelten. Er

bemühte sich, dieses Laster recht augenfällig herauszubilden, damit denkfaule Menschenkenner sich daran anklammern möchten. Des Doctors Blässe, sein zudringlicher Blick, sowie sein vorsichtiges Benehmen erklärte man sich mit dem einzigen Wort: Geiz. Und andererseits wurde die gezwungene Freundlichkeit, welche sich zuweilen wie süßes, kühles Oel über die bittere Schärfe seines Wesens ergoß, für die Wirkung seiner väterlichen Zärtlichkeit gehalten. Wenn dieser so unrichtig beurtheilte Alte seine grauen Augenbrauen zusammenzog, seine Lippen kniff und in einen bittern Sarkasmus ausbrach, murmelte man hinter ihm: Aha, er denkt an seine Thaler! — Lächelte er hingegen mit gekünstelter Fröhlichkeit, wagte er sich auf den grünen Rasen unschuldiger und banaler Reden, so betrachtete man ihn mit einer Art Rührung, und Jedermann sagte: Der arme Mann, er denkt an seinen Sohn! Niemand aber nahm weder sein Lachen, noch seine Ironie für baare Münze, Ohne seine Maske durchschauen zu können, stieß sich doch Jeder daran und witterte einen tiefversteckten Hintergedanken. Doctor Céret galt zehn Meilen in der Runde für einen geschickten Arzt von erprobter Kaltblütigkeit, nur darauf bedacht, in unermüdlicher Thätigkeit für seinen Sohn Schätze zu sammeln; aber

hinter dieser Maske lachte der schlaue Fuchs sich ins Fäustchen und hielt alle Welt zum Besten, indem er seine angenommene Rolle bis zum Aeüßersten übertrieb.

Wenn die Landleute zu ihm kamen, um sich Rath zu erholen, rief er ihnen sofort entgegen:

Zieht eure Schuhe aus! — und Keiner wagte es, des Doctors Schwelle zu überschreiten, ohne vorher die Schuhe an der Thüre ausgezogen zu haben. Seine Patienten behandelte er wie Türken und sein Haus wie eine Moschee. Der Fußboden hätte beschmutzt, hätte zerkratzt werden können, und der Doctor that, als wenn jede kleine Nagelspur auf seinen Dielen dem Hause etwas von seinem Werthe benähme. Wenn man bei einem ärztlichen Besuch ihn zum Kaffee einlud, ließ er sich die Zuckerbüchse allemal ganz voll füllen und sorgte dafür, daß sie bald leer wurde, indem er den Rest in seine Rock- und Hosentaschen stopfte. Dafür hänselten ihn aber auch die Bauern tüchtig; die pfiffigsten und kecksten unter ihnen, d. h. die mit der festesten Gesundheit gesegneten, wagten ihm eine Zuckerschale zu präsentiren, in welcher sich nur ein einziges Stückchen Zucker befand. Herr Céret war der Erste, der über seine eignen Narrheiten lachte. In der vornehmen Gesellschaft, auf den Schlössern äußerte

er seinen Geiz in feinerer Weise. Er geberdete sich wie ein Narr, streichelte die Vergoldung gewisser Möbel und liebkos'te alles glänzende Geschmeide mit der Inbrunst eines Magnetiseurs, als sollte das Metall ihm an den Fingern hängen bleiben. War von Vermögensverhältnissen die Rede, so war er es, der in naiv geldgierigen Ausdrücken die Bilanz zog. Sprach man von Politik, so zergliederte Herr Céret das Budget mit der Lüsternheit eines Feinschmeckers, indem er die Zahlen behaglich schlürfte und die großen Summen gleichsam verschlang. Im Spiel, beim Whist, Boston oder Ecarté jammerte er um eine verlorne Marke und verstand es in seinen übertriebenen Klagen mit schlauer Ungeschicklichkeit die Totalsumme seines Verlustes zu vergrößern. Der Doctor zog einen doppelten Vortheil aus diesem Verfahren. Da er nun einmal wirklich geizig war, so konnte er sich ohne Rückhalt der Leidenschaft des Erwerbens hingeben und lenkte die unberufene, leicht allzu tief spähende Neugier auf diese Weise ab. Herr Céret war eine angesehene Persönlichkeit im Bezirk. Er behandelte die Landjunker der Umgebung und bediente sich zu seinen täglichen Fahrten eines unscheinbaren Wägelchens, welches heute vom Straßenkoth arg bespritzt, morgen von einem starken Regen wieder

rein gewaschen wurde. Selbstverständlich fraß des Doctors Stute wacker aus allen gastlichen Krippen und fastete daheim an der eigenen.

Eines Nachmittags im Herbste, als der Doctor von einer Fahrt heimkehrte, wurde er am Ausgang eines kleinen, das Dorf beherrschenden Wäldchens durch Hundegebell und das laute Rufen seines Namens aus einer tiefen Träumerei gerissen, die, trotz seiner so positiven Natur, sich seiner bemächtigt hatte. Die Stute machte mit einer kurzen nervösen Bewegung Halt, und der Doctor erblickte dicht am Wagentritt einen Jäger von hohem Wuchs, der ihn, die Cigarre im Mund und den Hut auf dem Kopfe, mit einer Vertraulichkeit begrüßte, welche sofort den hochmüthigen Edelmann verrieth.

Ah! sieh da, Herr von Solignac! rief der Arzt.

Ja wohl, ich bin es, lieber Doctor; wie geht es Ihren Patienten?

Ziemlich gut; und Ihren Rebhühnern?

Wie Ihren Kranken; sehen Sie nur! entgegnete der Jäger, indem er seine Jagdtasche ein wenig öffnete, um die zahlreichen Opfer darin sehen zu lassen.

Der Arzt verschmähte es nicht, herablassend über diesen Scherz zu lächeln.

Sie sind ein großer Mörder, Herr von Solignac.

Ich beuge mich vor meinem Meister, Herr Céret!

Diese Entgegnung kam dem Doctor weder plump noch abgebraucht vor. Mit dem Doppelblitz seiner kleinen grauen Augen sah er dem Sprecher eine Secunde lang scharf ins Gesicht, und es erfolgte hierauf zwischen den beiden Männern ein geheimer Gedankenaustausch, wie zwischen zwei Mitschuldigen.

Wie befindet sich meine theure Cousine? fragte der Jäger, die Asche seiner Cigarre am Wagenrad abstreifend.

Oh! ziemlich gut, antwortete Herr Céret in etwas herausforderndem Ton.

Der Jäger machte eine Bewegung halb unterdrückten Zornes.

Sie haben mich zum Besten, Doctor!

Ich spaße nie mit Leuten, die mit dem Gewehr so gut umzugehen wissen, wie Sie.

Pah! Ihre Pulver sind besser als das meinige; meine Cousine ist also hergestellt?

Das habe ich nicht gesagt. Dazu braucht es noch viel Zeit und Sorgfalt.

Fürchten Sie nicht die Zeit des Blätterfalles?

O der Herbst ist noch fern; ich höre noch keine Sense wehen.

Sie sind aber doch mit einem Sensenmann auf vertrautem Fuß.

Der Doctor zuckte nicht; er hielt nur die Hand über die Augen, um besser ins Feld hinaus sehen zu können, und blickte dann mißtrauisch rings umher.

Es hört uns Niemand, bemerkte achselzuckend Herr von Solignac, reden Sie ohne Furcht!

Ich fürchte Nichts und habe Nichts zu sagen, was nicht gehört werden dürfte, entgegnete der Arzt in pedantischem Tone.

Wahrhaftig, Sie sind kostbar! mein lieber Doctor! rief Solignac laut auflachend. Ich wette, Sie mißtrauen Ihrem eigenen Pferd und halten meinen Hund für einen Untersuchungsrichter.

Sie sind gut aufgelegt, Herr von Solignac,
Und Sie nicht schlecht, Herr Céret.

Ja, euch Edelleuten wird es leicht, so recht unbekümmert in den Tag hinein zu leben. Ihr geht auf die Jagd, ihr lebt gut und lasset es euch wohl sein. Aber so ein armer Teufel von Doctor wie ich, dem wird das Leben sauer. Ich muß mich der Armen annehmen, die Reichen trösten und ihre unangenehmen Geheimnisse mir aufbürden lassen. Da vergeht einem das Lachen. Mein Packen ist schwer zu tragen, und wenn ich einmal unter seiner Last strauchle, so finden sich gleich Neider, die mich verspotten, und Böswilliger die mich anklagen. Ach, das Antlitz der Menschheit ist nicht schön!

Ja, weil Sie es nur im eignen Spiegel sehen! Aber, liebster Doctor, lassen wir jetzt das unnütze Gerede! Sie sind doch sonst in allen Dingen sparsam, seien Sie es nun auch mit Ihren Worten. Sagen Sie kurz, wie steht unsere Angelegenheit?

Der Arzt war entschlossen, zu schweigen. Er machte Miene, Herrn von Solignac zu grüßen, und berührte das Pferd mit dem Zügel zum Zeichen der Abfahrt. Allein Herr von Solignac war ebenso wenig der Mann, der einen Vorsatz leicht aufgab. Er faßte die Stute beim Zügel und setzte den Fuß auf eine Radspeiche:

Alle Teufel, Doctor! schrie er, so kommen Sie mir nicht davon! Nun bin ich acht Tage hier auf dem Lande, und volle acht Tage machen Sie sich ein Vergnügen daraus, mir auszuweichen. Daß Sie meine Besuche ablehnten, begreife ich; denn da ich mich ganz wohl befinde und keine Lust verspüre, mich durch Ihre Arzneien vergiften zu lassen, könnte man leicht fragen, was ich denn bei Ihnen zu suchen habe? Aber wenn ich einmal ganz zufällig das Glück habe, Ihnen zu begegnen, allein und im freien Feld, wo wir ungestört und offen mit einander reden könnten, warum setzen Sie da Ihre wichtige geheimnißvolle Miene auf und gönnen mir auch nicht das kleinste

beruhigende Wort? Wahrlich, diese Vorsicht geht zu weit!

Wer klug ist, Herr von Solignac, entblößt sich nicht unter freiem Himmel, antwortete mit derselben unerschütterlichen Kaltblütigkeit der Doctor; die Geheimnisse könnten leicht den Schnupfen bekommen.

Aber noch einmal sei es gesagt: wir sind allein, ganz allein; falls Sie sich nicht etwa vor jener Kette Rebhühner fürchten, die dort vorüberziehen und die ich Ihretwegen verfehlt habe.

Man hat schon erlebt, daß Vögel Zeugniß ablegten vor Gericht, versetzte Herr Céret mit unheimlichem Lächeln.

Ja, zu der Zeit wahrscheinlich, als noch die Thiere sprachen; werden Sie Ihrerseits nun auch sprechen? Kommen Sie etwa von der Beichte? Oder fürchten Sie, der liebe Gott werde Sie hier mit seinem Blick mitten durch Ihr Kutschenleder erschlagen?

Herr Céret konnte sich nicht enthalten, den tiefblauen Himmel mit einem verächtlichen Lächeln herausfordernd anzusehen. Er fürchtete sich mehr vor den Menschen als vor Gott. Diesen Blick verstand Solignac; beruhigt durch die gottlose Herausforderung fing er an zu hoffen.

Doctor, als ich Sie vorhin erblickte, habe ich mir geschworen, die genauesten, bestimmtesten Auskünfte über das Befinden meiner lieben Cousine von Ihnen zu erlangen; und bevor Sie mich dazu bringen, diesen Schwur zu brechen, müssen Sie über meine Leiche gehen. Ich habe nun einmal das Wort Cambronne's ausgesprochen, und solche Worte nimmt man nicht zurück. Ergeben Sie sich also gutwillig und sagen Sie mir, aber die Hand da auf Ihrer Weste, wie befindet sich in Wirklichkeit Frau von Fouchy?

Ich habe es Ihnen schon gesagt, ziemlich gut.

Keine Umschweife, Doctor! rief Solignac, indem er die Arme kreuzte und einen cynischen Blick auf den Arzt richtete. Gut für sie oder gut für mich?

Gut für Sie beide.

Lassen Sie die schlechten Späße und sagen Sie, was Sie darunter verstehen!

Ich verstehe darunter, mein lieber Herr, daß das Leben der Frauen sehr gebrechlich ist, daß aber die Natur Geheimnisse birgt, welche sie uns noch nicht enthüllt hat.

Ei warum nicht gar! Ein Mann, wie Sie, hat die Wissenschaft vom Grund aus erschöpft, und für Sie kann es keine Zweifel mehr geben.

Sie wollen mir schmeicheln, Herr. Die Gesundheit Ihrer Cousine ist sehr schwankend; ein geheimnißvolle? Leiden, das, wie ich befürchte, für alle Welt ein Räthsel bleiben wird, zieht die arme junge Frau nach einem dunkeln Ort, den sie lieber nicht so bald besuchen möchte. Allein, da Sie die Wahrheit wissen wollen, vergeblich klammern sich ihre kleinen Händchen ans Leben fest. Diesen Winter, Herr von Solignac, werden Sie in Trauer sein.

Und Sie, mein geschickter Doctor, in Herrlichkeit und Freuden und zwar für lange Zeit, falls Sie wahr gesprochen.

Der Doctor blieb regunglos, Seine Augen, gleich unempfindlich gegen Furcht, wie gegen Schmeichelei, trübten sich weder noch leuchteten sie; sie blieben starr. Solignac, durch diese vertrauliche Mittheilung besänftigt, warf den Rest seiner Cigarre weg, und bevor er noch eine andere anzündete, sagte er, jedes Wort betonend: Und wie, wenn meine liebe Cousine einen Arzt aus Paris kommen ließe? Was würde der College sagen? Könnte er Sie eines Irrthums überführen?

Céret empfand eine so sichtbare Regung des Mitleids, daß sein Mitschuldiger vor Scham erröthete.

Und wenn die ganze Facultät aufs Schloß käme sie müßte sich vor dem Scharfsinn meiner Diagnose und der Untrüglichkeit meiner Mittel beugen.

Und wie . . . wenn man Ihre Phiolen untersuchte?

Ich verberge sie nicht. Man analysire sie. Ich fürchte Nichts; ich bin gewappnet gegen Jedermann; verstehen Sie mich, Herr von Solignac?

Auf Ehre, Doctor, Sie sind ein verwünscht geschickter Mann!

Beweisen Sie mir jetzt, daß Sie ein ebenso geschickter Jäger sind; sehen Sie, dort sitzt ein Hase und hört unserm Gespräch ganz ruhig zu.

Der Doctor wies nach dem Waldeingang hin; Solignac wendete sich um und sah oder glaubte doch das Thier zu sehen; er legt an, bevor er aber noch losdrücken kann, rollt des Doctors Wagen auf und davon.

Teufelskerl! niederträchtiger Heuchler! fluchte der Jäger, dem nun sowohl das Wild als der Arzt entwischt war, — immer muß er mir entschlüpfen! Er traut selbst seinem Kopfkissen nicht! An diesem Manne habe ich einen gefährlichen Verbündeten. Er besitzt mein Geheimniß, ich werde des seinigen nie habhaft werden. Doch, was liegt daran! Sein Geiz sichert mir den Erfolg. Wenn er nur nicht im

Augenblick des Sieges irgend eine Hexerei ins Werk setzt, um mich zu betrügen! O wenn ich das wüßte!

Während Solignac so weiter dachte, lud er sein Gewehr und lenkte rasch wieder ins Dickicht ein.

Inzwischen trabte der Doctor dem Dorfe zu und führte in seinem Inneren ungefähr folgendes Selbstgespräch:

O du Spitzbube! du glaubst, ich werde dich zum Millionär machen? und dir meinen Kopf mit in den Kauf geben? Nimmermehr! Was abgemacht ist, bleibt abgemacht. Aber du sollst Nichts wissen, weder du noch sonst irgend Jemand. Solltest du Lust verspüren, mich anzugeben, mich zu verkaufen, ich werde dir die Beweise nicht dazu liefern. Ja, so sind die lieben ruinirten Junker! Sie glauben, es genüge, so einem guten Kerl von Doctor ein Versprechen ins Ohr zu raunen, um auch schon ihren Traum erfüllt zu sehen. Ist aber die Frucht reif, dann möchten sie sie allein verzehren. Mit Nichten, Herr von Solignac! Necken Sie mich nur mit dem Sensenmann! Die vier Zeilen, welche Talleyrand genügten, um einen Menschen an den Galgen zu bringen, Sie sollen sie bei mir nicht finden! Sie sind aber auch kein Talleyrand. Sie einfältiger Tropf von einem Bösewicht, Sie! — Hüh! Grete! fahr zu, du führst eine Million! Wart nur, mein Thierchen, ich lasse dir

dann einen neuen Stall bauen, du sollst den besten Hafer bekommen; den Wagen lasse ich dir frisch lackiren. Und sollte mein Sohn dich etwas zu hart im Galopp finden, so sollst du ein schönes kleines Pferdchen zum Gefährten haben, und Louis kann dich vor Herrn von Solignac's Nase heruntummeln. Armer Louis! wie wird mir der Junge erst lieb sein, wenn er mich nicht mehr so viel kosten wird! Wie sind doch die Kinder undankbar! Sie wissen nicht, was wir Alles für sie thun! Aber was für ein schönes, gemüthliches Leben wollen wir dann führen! Sie müssen mich zum Bezirksrath ernennen. Herr von Solignac wird wohl Deputirter werden wollen, dann mache ich ihm Opposition; ich werde seine Wahl verhindern und lasse, wenn ich will, meinen Jungen statt seiner wählen. Ich werde reich sein; er wird schäumen vor Wuth, dieser Solignac! So, du nennst mich Castaing? Geh nur, du Mörder! Ich werde wohl zuletzt lachen, und du wirst dir die Haare darüber ausraufen, daß du bei mir deine Zuflucht gesucht hast! Doch halt, vielleicht lag Jemand, auf platter Erde ausgestreckt, im Gebüsch versteckt, als er mit mir sprach. Oder es stellte sich Jemand ganz unbemerkt hinten auf den Wagen, O! dieser Solignac ist ein großer Bösewicht! Ich könnte das, was ich gesprochen, mit offner Stirne vor jedem Gerichtshof

wiederholen. Aber er hat gesprochen; ja, ja im Gegentheil, er hat gesprochen. Wie einfältig! als wenn man reden müßte, um sich zu verstehen. Hüh! Grete! vorwärts! und dabei peitschte er die Stute, aber mit so sanften Streichen, daß man geglaubt hätte, er wolle das Thier und die Peitsche zugleich schonen. Und dann mit leuchtenden Augen und die Lippen von teuflischem Lächeln umspielt, hob und bewegte er sich im Wagensitz auf und nieder. Wenn der Mann eine einzige Liedstrophe gewußt hätte, wahrlich er hätte sie mit seiner Todtenstimme gesungen. Inzwischen tanzten seine Gedanken einen höllischen Reigen. Die Kiesel auf der Straße schienen ihm Goldstücke; auf seinem Kopfe fühlte er den Milchtopf feststehend auf sicherem Kissen, und weder Sturz noch Fehltritt fürchtend, entrollte er seine Träumer die zu beiden Seiten des Wagens in Staubwolken entwichen. Dieser bissige Mensch warf mitten durch seine Projecte Herrscherblicke auf die Natur. Er fühlte sich mächtig; und seine Kalesche, welche hochaufschnellend wieder mit Geklirr auf die Kiesel und in die Geleise zurückprallte, schien irgend einen höllischen Riesenbeutel, einen Sack mit Thalern und Todtenschädeln zu bergen, die mit furchtbarem Lärm an einander stießen und zerschellten. Dieses Höllengetöse war den Ohren des

Doctors die lieblichste Musik. In diesem Gerassel seines alten Wagens vernahm er Hymnen auf sein Genie, seine Kraft und seinen Reichthum; und als er endlich, denksmüde, den Geist ruhen ließ, folgte noch sein hageres blasses Haupt in matter Bewegung dem barbarischen Rhythmus, der ihn vollends einwiegte.

Als der Doctor heimkehrte, erblickte er seine alte Magd an der Thürschwelle stehend und ängstlich seiner Rückkehr harrend.

Gehen Sie doch gleich aufs Schloß! rief sie ihm zu, bevor er noch vom Wagen abgestiegen war. Dreimal schon hat die Frau Gräfin nach Ihnen geschickt.

Der Doctor antwortete nicht. Er fuhr mit seinem Wägelchen in den kleinen Hof ein, spannte selbst aus, band seine Stute mit Vorsicht an die Krippe und holte aus einem sorgfältig versperrten Koffer einen halben Scheffel Hafer, welchen er vor die schnaubenden Nüstern des armen, über diese Freigebigkeit entzückten Thieres ausschüttete. Nachdem er den Staub und einige die Würde seines Anzuges beeinträchtigende Strohhalme von sich abgestreift hatte, ging er in sein Studirzimmer, um die Arznei zu bereiten, die er seiner geliebten Patientin, der Frau Gräfin von Fouchy, zu bringen pflegte. Eine Viertelstunde nach dieser bei

geschlossener Thüre vollzogenen Verrichtung schritt Herr Céret, den Hut sorgfältigst gebürstet, festen und ruhigen Schrittes dem Schlosse zu, wo seine Gegenwart so sehnsüchtig erwartet wurde.

II.

Ein Sonnenuntergang.

Ach, Doctor, Sie bringen mich um! rief mit schwacher Stimme und einem Lächeln Olympia von Fouchy, als Herr Céret in ihr Zimmer trat. Bei diesen Worten fuhr der Doctor innerlich zusammen, und seine Lippen zuckten, aller Selbstbeherrschung zum Trotz. Welch seltsamer Zufall liegt zuweilen in einem Wort! Man brauchte bloß das matte, sanfte Lächeln der Kranken wegzudenken, und ihre Neckerei gewann die furchtbare Gewalt einer Anklage. Herr Céret faßte die von der Gräfin ihm dargereichte Hand und sagte während des Pulsfühlers in väterlich scheltender Weise:

Niemals vernünftig! Immer nur böse Gedanken! Nun denn, was giebt es Neues?

Was es giebt? Daß ich gleich Angst bekomme, wenn Sie nicht hier sind, versetzte Olympia, indem sie den Kopf auf die Lehne ihres großen Fauteuils zurücksinken ließ; daß ich die Ohnmacht Ihrer Wissenschaft fühle und trotzdem das Bedürfniß habe, Sie zu sehen, Sie zu hören; endlich, daß, wenn Sie so

selten kommen, Sie mich eines Tages todt finden werden!

Mit welchem Schauerroman sind Sie heute eingeschlafen? Nun, diese kleine Hand ist ja trotzdem recht frisch und recht ruhig! Nicht Ihr Herz leidet, sondern Ihr Kopf, Ich sehe, daß ich Sie wieder auszanken muß. — Während er so sprach, stellte der Doctor seinen Stock mit dem regelrecht darauf balancirenden Hut an die Ecke des Kamines und rollte sich einen Stuhl neben den der Kranken.

Ja, schelten Sie mich nur, sagen Sie mir, daß ich verrückt bin! Täuschen Sie mich, wenn es sein muß, aber ich beschwöre Sie, kommen Sie öfters! Ihre Gegenwart bringt mich wieder zur Vernunft. Ach, mein bester Doctor, verlassen Sie mich nicht! Sie sind mein einziger Freund. Wenn Sie nicht mehr hier sind, bilde ich mir gleich ein; Sie seien nach dem Herrn Pfarrer gegangen und Alles sei zu Ende!

Erzählen Sie mir Ihren heutigen Tag; haben Sie sehr gelitten?

Ach, ich wollte viel lieber leiden! Im Schmerz ist Kampf; ist Leben; aber diese Schwäche; diese erdrückende Ruhe; das ist viel schrecklicher. Sagen Sie mir die Wahrheit; ich habe Muth; sie zu hören.

Die Wahrheit ist, daß Ihre Einbildung meine Mittel zu Schanden macht; und daß ich Nichts vermag, so

lange Sie selbst nicht den Willen haben, zu genesen,

Aber ich verlange ja nichts Besseres! Glauben Sie denn, Sie erbarmungsloser Freund, ich sei darein ergeben, so langsam zu sterben? Ich bin erst zwanzig Jahre alt; ich habe nichts Böses auf der Welt gethan und glaube, es könnte noch Glück für mich geben. Ich wollte vorhin ausgehen, habe mich bis zum Garten geschleppt. Ich dachte; die Sonne würde mir wohlthun. Aber ich sah so viele Blätter fallen, die Natur erschien mir so schön und so traurig, daß ich in Thränen ohnmächtig hinsank und man mich ganz erstarrt wieder hier herein ans Kaminfeuer gebracht hat.

Sie dürfen nicht mehr ausgehen; die Tage werden schon kalt; wir hatten heute Nordwind.

Schon? Aber der Winter ist doch noch nicht da. Ich möchte mich noch an meinen Blumen freuen.

Es ist besser, Sie trennen sich jetzt etwas früher von Ihren Blumen, die ohnehin schon zu Ende gehen, als Sie verspäten sich den Genuß des nächsten Frühlings.

Des Frühlings? werde ich den erleben? wo werde ich dann sein?

Wenn nicht in Italien, so hoffe ich doch, Sie werden hier sein, gesund und schön, und werden recht lange Spaziergänge mit mir machen.

Ach, Doctor, Sie haben viel Einbildungskraft, nicht ich.

Nein, ich habe nur Ruhe und etwa? Erfahrung.

Sie glauben also, ich könnte genesen?

Ob ich es glaube! Wir Aerzte sind ein bischen Hexenmeister, wir sehen in die Zukunft, und ich lese in den Linien dieser kleinen Hand, daß Sie wieder heirathen und als Urgroßmutter hundert Jahre alt werden.

Oh, scherzen Sie nicht so, mein lieber Doctor! Und trotz ihrer Schwäche lächelte Olympia, der freundlich spottenden Autorität des Arztes nachgebend. Ihre bleichen Wangen färbten sich ein wenig. Sie war im Innern entzückt, sich widersprechen zu hören. Sie wollte noch mehr gescholten sein. Ihre von schwerer Traurigkeit bedrückte Seele regte sich und lebte auf. Mit der Lüsterheit eines Kindes verschlang sie all diese Schmeicheleien. Was den Doctor betrifft, so hatte er sich für diesen Besuch die Dauer einer Stunde festgesetzt; diese mußte gut benützt werden, und er ließ nun all seine Wasserkünste los; er drehte den Zapfen der süßen Worte, der väterlichen Schmeicheleien, der Galanterieen des alten Herrn; er ließ auch die geringste seiner Redewellen sanft abperlen und brachte tropfenweise mit verbindlicher Wichtigkeit seine kindischen und einfältigen

Tröstungen vor. All das Zuckerwerk hatte er unterwegs bereitet, und nun gab er es stückchenweise dem verwöhnten Kinde zu naschen, bis die Stunde zum Aufbruch herankam. Aber dieses Spiel verbreitete um Olympia eine balsamische Luft. Sie segnete den Mann, der sich herabließ, sie zum Besten zu haben, sie war oft versucht, ihm um den Hals zu fallen, an seiner Brust schluchzend zu weinen oder zu lachen; doch eine lähmende Schwäche hielt sie auf ihrem Lehnstuhle festgebannt, und so begnügte sie sich, diese tröstliche Unterredung, von der sie jedes Wort aufsog, durch schüchterne Einwürfe zu beleben. So spann sich das Gespräch gleichmäßig fort, drehte sich immer um dieselben Ideen, nahm dieselben Wendungen und unterhielt sich mit denselben Kleinigkeiten; und diese Stunde war für das Befinden der Kranken heilsamer, als alle Medicamente des Receptbuches. Und so ist es auch erklärlich, daß nach dieser erlösenden Unterbrechung die Einsamkeit ihr noch trauriger vorkommen mußte und sie sich nach des Doctors Fortgehen kranker und elender fühlte als zuvor.

Olympia von Fouchy war Wittwe und zwanzig Jahre alt. Verwais't und ohne Vermögen. War sie von Herrn von Fouchy erzogen worden, einem kränklichen alten Herrn, welcher sich bald an ihr

sanftes Gesichtchen, an den frischen Hauch ihrer Jugend und Schönheit gewöhnt hatte. Dem greisen Egoisten schienen die Interessen seiner Mündel mit den seinigen leicht zu vereinigen; er redete sich ein, Olympia dürfe ihn einer möglichen zweifelhaften Heirath halber nicht verlassen, sagte sich, seine Pflicht gebiete ihm vielmehr, diesen duftigen Lichtstrahl, aus welchem warmes Leben auf ihn einströmte, bei sich, in seinem Schatten zu behalten, um ihn auf diese Weise besser behüten zu können. Ohnehin konnte Olympia auf keine glänzende Partie Anspruch machen. War es dann nicht besser, er theilte seine Millionen mit ihr und verurtheilte sie als seine Gattin zu einigen Jahren klösterlichen Cölibates? Dieses Raisonnement wurde nicht in seiner vollen Nacktheit hingestellt; aber der Greis bat so väterlich, daß die Mündel in dieses Hinopfern ihrer Jugend willigte. Sie hatte Furcht vor der Welt; fühlte sie doch, wie zart und gebrechlich ihre Flügel waren! Das Leben an der Seite dieses Greises war bei aller Traurigkeit doch nicht unsanft. Was kümmerten sie, die über die Gegenwart nicht hinauszublicken wagte, die Träume und der Ehrgeiz der andern jungen Mädchen! Fühlte sie in der Tiefe ihres Herzens eine Versuchung erwachen, eine unbestimmte Sehnsucht nach Zärtlichkeit und junger lebendiger Liebe, so

erdrückte die arme Waise dieses ungestüme Auflehnen ihrer unschuldigen Jugend mit allen Gewichten der Vernunft und des Gehorsams. Zitternd zog sie den Handschuh von ihrer kleinen weißen Hand, um sie dem greisen Vormund zu reichen. Gerührt, fast bis zur Reue und Beschämung ergriffen von diesem Act der Ergebung; schwur Herr von Fouchy in seinem Herzen, Alles für Olympia's Glück vorzusorgen; und drückte den väterlichsten aller Küsse auf die Stirn seiner Frau. Das war die ganze Hochzeitsfreude. Olympia war nun Gräfin. Allein dies änderte Nichts in ihrem Leben; sie behielt ihr kleines jungfräuliches Gemach; und ihr Gatte blieb stets ihr Vormund. Olympia war zart und blond im höchsten Grade. Ihr Haar, welches sie immer in breiten offenen Flechten aufgesteckt trug; hatte einen Goldglanz der sich wie ein Lichtschein um ihre bleichen Wangen legte. Durch ihre feine Haut schimmerte das Geflecht der Adern. Ihre großen blauen Augen verriethen die Oede ihres Herzens; matt blickten sie umher, als wären sie gewiß, niemals dem dunkel erwarteten Glücke zu begegnen. Die erste Kleidung ihrer Kindheit war schwarz gewesen; und die äußerlich abgelegte Trauer blieb zurück in ihrem Innern. Herr von Fouchy blieb diese Schwermuth, die wie Erschöpfung aussah, nicht

verborgen; er versuchte mit seinem schwächlichen Athem diese Treibhauspflanze, die vor Allem Luft und Sonne bedurfte, blühen zu machen. Allein die weiche, warme Luft wahrer Liebe konnte er ihr nicht geben, und seine väterliche Galanterie, weit entfernt, zu erfrischen, verdichtete nur die melancholische Atmosphäre, welche die arme Olympia niederdrückte. Immerhin verstand es der alte Herr, seine Rolle als Ehemann taktvoll zu spielen. Er konnte recht gut noch einige Jahre leben, hatte jedoch den guten Einfall, ein Jahr nach dem Opferfest seiner Vermählung zu sterben. Er hinterließ testamentarisch seiner Wittve den Genuß seines ungeheuren Vermögens, welches erst nach dem Tode der Gräfin an seine Familie zurückfallen sollte. Kraft einer besondern Clausel jedoch sollte der Gräfin im Fall ihrer Wiederverheirathung der ganze Besitz vollständig zufallen. Herr von Fouchy wollte die Ansprüche seiner Familie mit seiner persönlichen Schuld versöhnen und meinte, die dankbare Erinnerung des künftigen jungen Gatten der Gräfin wäre wohl ein annehmbares Aequivalent für die Befriedigung seiner angestammten Erben. Ueberdies erblickte er in der Zukunft Olympia von hübschen Kinderköpfchen umringt und sagte sich, daß man vielleicht mit diesen kleinen lieben Engelchen zu

seinem Grabe kommen würde, um dort zu weinen und für ihn, wie für einen Großvater, zu beten. Schließlich war dieser Egoist, wie man sieht, ein Weiser. Er hatte sich sein Theil bei Lebzeiten genommen und wollte, daß man ihm nach seinem Tode die wenigen Monate unverfänglicher Vertraulichkeit verzeihe, welche er der Zukunft seiner Mündel vorweg entzogen hatte.

Olympia beweinte ihn aufrichtig, wie einen Vater, und in der ersten Aufwallung eines kindlichen Schmerzes gedachte sie ihm treu zu bleiben. Sie zog sich in das Schloß ** zurück und widerstand den Zuvorkommenheiten einer Welt, welche die Tugenden des armen jungen Mädchens geringgeschätzt hatte und nun ganz bereit schien, der reichen Wittwe alle Thüren zu öffnen. Sie kannte das Leben nicht, aber ihre Unschuld errieth es. Die wenigen Bücher, welche die Nahrung ihres jungen Geistes gewesen, hatten den Keim des Mißtrauens in sie gelegt. Sie hatte jetzt Angst vor den Huldigungen, die sie einst träumen mochte, und jene Liebe, an welche sie einst geglaubt, wenn auch ohne zu hoffen, sie fürchtete sie nun, ohne an sie zu glauben. So wurde ihre Einsamkeit immer vollständiger und düsterer; dem Schmerze angetraut, hatte sie ihr Schloß in eine Art von Kloster verwandelt, wo sie

eine herbe Befriedigung darin fand, allein zu leiden und an der langsamen Abzehrung verschmachtetender Seelen hinzusterben.

Herr von Solignac war der Haupterbe des Herrn von Fouchy. Seine Enttäuschung machte sich anfänglich in starken Schimpfreden Luft. Bei den Condolenzsoupers, welche die guten Freunde seines Clubs im Café de Paris ihm gaben, schwur er nichts Geringeres, als dieser gemeinen Person, welche so pfiffig war, sich erst von ihrem Vormund heirathen und dann die Nutznießung, möglichen Falles sogar den Vollbesitz seines Vermögens sich zusichern zu lassen, den Hals umzudrehen. Herr von Solignac hatte schon lange vorher auf den Todesfall seines reichen Verwandten Anleihen gemacht und befand sich in nicht geringer Verlegenheit über den schlimmen Streich, welchen der Selige ihm spielte. Da er Nichts war als ein schöner Mann, glaubte er an Nichts, wußte Nichts und liebte Nichts; vergeudete seine ganze Thatkraft in gewöhnlichen Intriguen, benahm sich unverschämt gegen die Damen der großen Welt, welche er aus Rücksichten seiner Geburt nicht ganz vernachlässigen durfte, war hingegen galant bis zur Abgeschmacktheit gegen jene Portierstöchter, die etwas Seife und Atlas in elegante Damen verwandelt hatte, für den Bedarf der großen

Oper und der französischen Cavalierherzen. Solignac war übrigens weder besser noch schlechter als der große Haufe armseliger Alcibiades-Affen, die täglich auf den Boulevards ihren Hunden den Schwanz abschneiden, um von sich reden zu machen, und die überall zahlreich sind, ausgenommen dort, wo sie mit einigem Recht wären, nämlich in den Räumen der Correctionspolizei.

Solignac gehörte zu jener Generation, die Gottlob an ihrer eignen Lächerlichkeit allmählich zu Grunde geht; einer Generation, die im Leben nur ein buntes Getümmel, eine Art Lanzknechtspiel erblickt und, von gedankenlosen Lehrern zu einem zwecklosen Dasein erzogen, ohne Glauben in die Welt tritt und Nichts achtet, als was ihre Eitelkeit oder Vergnügungssucht befriedigt. Eines Tages fand sich Solignac auf dem Pflaster der Boulevards mit einem angesehenen Namen, einem hübschen Aeußern und geringem Einkommen. Er war in der Politik unmittelbar in die Reihen der Conservativen getreten und hatte im Uebrigen dem Lande seine Schuld abgetragen, indem er magere Pferde rennen ließ und eben solche Tänzerinnen unterhielt. Ich weiß nicht genau, ob seine Familie von altem Adel war, ob dieser aus der Zeit König Johann's, des Kaiserreiches oder der Restauration datirte; so viel ist gewiß, daß

das Partikelchen vor seinem Namen ihm genügte, um ehrliche Leute zu verachten, und sein Wappen, um Briefpapiere und Petschafte damit zu zieren. Unbekannt mit Allem, was geschrieben ward, schlug er nur Bücher auf, die sein Kammerdiener ihm empfahl, und die seinen blasirten Geschmack mit den Denkwürdigkeiten einer vom Geschäft zurückgezogenen Schauspielerin oder mit den zweideutigen Bekenntnissen einer gefeierten Lorette unterhielten, Daneben hatte Herr Julius von Solignac, als Kind einer Epoche des Weltschmerzes, gleichfalls eine große Leere in seinem Herzen auszufüllen; allein er verwechselte das Herz mit dem Magen und aß und trank, anstatt zu träumen oder zu verzweifeln. Es wäre möglich, daß er kein Abkömmling der Kreuzritter war, denn niemals dachte er daran, Jerusalem zu erobern, auch schienen ihm die Juden schätzbare Geldverleiher, denen man eher Tempel errichten, als sie daraus verjagen sollte.

Als Herr von Fouchy starb, war der Vicomte von Solignac ein ruinirter Mann und in der mißlichen Lage, irgend eine reiche alte Frau heirathen zu müssen, um leben zu können, wenn er nicht allenfalls die Fähigkeit besaß, den Karten Vernunft beizubringen. Der Vicomte war in allen Spielen jederzeit zu kleinen Nachhülfen aufgelegt. Er wußte

sehr wohl, daß seine besten Freunde an den grünen Tisch ein bequemes weites Gewissen mitbrachten; war es doch nichts Unerhörtes, daß Edelleute von 1830 sich beim betrügerischen Volteschlagen ertappen ließen. Kurz, Solignac war ein unverschämtes Kind seiner Zeit, er hatte kein anderes Vorurtheil als das: ohne Vorurtheil zu sein. Vor jedem Glauben, vor jedem Schein der Tugend hütete er sich wie vor einer Lächerlichkeit und war redlich bemüht, aus dem Taugenichts, der er war, einen Schuft zu machen.

Olympia zu heirathen und mit der allerliebsten Zugabe einer hübschen jungfräulichen Wittve die Millionen des Oheims wieder zu erhaschen, dies war der erste Versuch einer Revanche in dieser von Solignac verlorenen Partie.

Aber Frau von Fouchy täuschte sich nicht über diese ihr so plötzlich entgegenkommende Galanterie. Willig hatte sie dem alten Vormund ihre Jugend als Almosen hingegeben, aber diesem eingebildeten, blasirten jungen Manne die Schatulle zu füllen, davor graute ihr. Die Liebe existirte nicht für das arme Kind; es wagte nicht daran zu denken, und hätte nicht ein geheimer Instinct in Olympia sich gegen Herrn von Solignac empört, sie wäre aus Lebensüberdruß darauf eingegangen, den getäuschten Erben zu

befriedigen. Aber dieser geheime Widerwille rettete sie. Solignac war höflich, aber unerbittlich zurückgewiesen worden, als er mit Herrn Céret zusammentraf. Zwischen diesen nicht eben schwärmerischen Männern fand eine genaue Abschätzung der Chancen statt, welche die schwächliche Gesundheit der Gräfin dem Vicomte offen hielt. Der Arzt versicherte, daß die junge Wittwe wahrscheinlich einer Herzkrankheit entgegengehe, die sie unfehlbar tödten würde. Der Erbe verhehlte nicht, wie erfreulich ein solches Ereigniß für ihn wäre, und hatte die Unverschämtheit, etwas wie eine halbe Million von dem ihm zufallenden großen Vermögen dem Arzt in Aussicht zu stellen, welcher taktvoll und verständig genug wäre, Frau von Fouchy auf ihrem Wege zum Grabe nicht aufzuhalten. Es ist immerhin unklug, ähnliche Wünsche vor einem Arzte laut werden zu lassen. Herr Céret bemerkte dies scherzend und forderte zur Strafe Herrn von Solignac auf, ihm eine auf eine Million lautende Anweisung auf die Verlassenschaft der Gräfin auszustellen. Solignac bemerkte augenblicklich, daß er es mit einem geschickten Partner zu thun habe. Er stellte die correcteste Verschreibung aus, und hiermit war Alles abgemacht zwischen diesen beiden Männern, die

einander verstanden und hinreichend achteten, um sich nicht die Hand zu reichen.

Herr Céret begann die Behandlung der Gräfin; Herr von Solignac miethete ein kleines Häuschen und das Jagdrecht in der Umgebung, und wenn die beiden heimlich Verbündeten sich zufällig begegneten, so sagten sie sich Alles lediglich durch die Art, wie sie einander durch Hüteabnehmen grüßten. Der Verschwiegnere war unstreitig der Doctor. Er, der sich vor Nichts fürchtete, mißtraute Allem. Hauptsächlich empfand er eine entsetzliche Angst, Solignac zu begegnen. Dieser Geck hatte Geschwätzigkeitsanfälle, welche den methodischen Arzt zur Verzweiflung brachten.

Der Mann rennt in sein Verderben, brummte Herr Céret, so oft der überzählige Erbe mit ihm die Erbschaftsangelegenheit besprechen wollte; und wir haben gesehen, mit welcher Zurückhaltung der Doctor die Herausforderungen seines Mitschuldigen über diesen Punkt aufzunehmen pflegte. Kurz, Olympia von Fouchy war auf beiden Seiten umgeben von zwei hartgestählten herzlosen Schurken; festgeklemmt in diesen Schraubstock, verschmachtete allmählich die arme Seele, ohne zu ahnen, daß täglich des Doctors Auge auf ihrer Stirne nach der wahrscheinlichen Todesstunde spähte, und

daß unten Herr von Solignac pfeifend und Rebhühner jagend des Augenblickes harrte, wo für sie im Gottesacker ein wenig Erde aufgeschaufelt würde.

Olympia litt thatsächlich an einer Herzkrankheit. Ob nun diese ein organischer Fehler oder das Ergebniß ihrer in Traurigkeit erdrückten Jugend war, ist schwer zu entscheiden. Für das habgierige, schweigsame Paar, welches sie, so unermüdlich bewachte, war das Wichtigste die zunehmende Erschöpfung der Patientin, der immer langsamere Pulsschlag, die bleierne Schwere, welche den Kopf auf die Stuhllehne sinken machte; lauter sichtbare Ankündigungen des furchtbaren Gastes, der uns nur einmal besucht und dann mit sich fortnimmt. Wie lange kann diese schwache Brust noch athmen? Das vermochte Solignac nicht vom Doctor zu erfahren; dieser wollte, konnte es vielleicht nicht einmal sagen.

An dem Tage, an welchem unsere Erzählung beginnt, fühlte sich Olympia schwächer denn je. Sie schickte einigemale nach Herrn Céret; und nun, da er bei ihr saß, sanft scheltend ihr zusprach, mit jener väterlichen Autorität, welche sie froh war Jemandem einräumen zu können, litt sie weniger und lauschte einer schwachen, fernen Stimme in ihrem Herzen, die Hoffnungslieder sang. Der Besuch dauerte über eine Stunde. Ein Blick auf die Uhr belehrte den Doctor,

daß sein Mittagsmahl daheim bereit stehe, er sperrte daher die Schleusen seiner Beredsamkeit ab, faßte den Inhalt in eine letzte, halb strenge, halb schmeichelnde Phrase zusammen, küßte der Gräfin mit respectvoller Zärtlichkeit die Hand, zog ein Fläschchen aus der Tasche und stellte dasselbe auf den Kamin.

Sie gehen schon? sagte seufzend Olympia.

Jetzt, da Sie wieder vernünftig sind, habe ich Nichts mehr hier zu thun, erwiederte der Doctor, seine Handschuhe anziehend.

Und wenn ich leide, sobald Sie fort sind?

Das hier soll mich ersetzen.

Immer nur Medizinfläschchen! immer nur Arzneien!

Ei! ich kann nichts Anderes geben, ich habe nichts Anderes, entgegnete etwas barsch Herr Céret; wenn Sie es mit Unterhaltung, mit Zerstreungen versuchen wollen, müssen Sie sich an andere wenden. Soll ich Ihnen Ihren schönen Neffen, Herrn von Solignac herschicken? fragte der boshafte Alte und sah die Kranke mit seinen unerbittlichen Spötteraugen forschend an.

Nein, nein, da sind mir Ihre Arzeneien doch noch lieber.

Herr von Solignac ist aber doch ein sehr hübscher Cavalier! Ich bin überzeugt, er wüßte wirksamere Recepte, als ich.

Schweigen Sie, schweigen Sie still, böser Doctor! Gehen Sie nur schnell fort, rief die Kranke mit einem furchtsamen Lächeln. Der Doctor grüßte und faßte die Thürklinke.

Wie? So wollen Sie fortgehen? Kommen Sie, geben Sie mir Ihren Arm; ich will Sie wenigstens bis zur Vortreppe begleiten.

Herr Céret hielt seinen derben, knochigen Arm möglichst gerundet hin; Olympia stützte sich darauf, und nun gingen die Beiden gemessenen Schrittes bis an die Schwelle eines großen mit Marmor ausgelegten Vorsaales. Hier konnte Frau von Fouchy einen Ausruf nicht zurückhalten. Die Nacht kam heran. Die untergehende Sonne vergoldete die Bäume des Parks und zog lange dunkelrothe Streifen weithin die Schloßalleen entlang.

Sehen Sie nur, Doctor, den schönen Himmel!

Ja, wir werden morgen Wind haben.

O wie die Sonne wohl thut! Ja, ich fühle es, wenn wir immer Sommer hätten, würde ich genesen, würde leben! Aber der Winter macht mir Angst.

Und mir vollends! rief Herr Céret aus, indem er sich sanft vom Arme der Gräfin losmachte, die sich

auf das Treppengeländer stützte; glauben Sie, ich sehe den Winter mit all dem Schnee und Koth gerne kommen? Was Sie betrifft, schöne Frau, so will ich es schon mit dem lieben Gott ausmachen, wenn Sie recht brav und vernünftig sein wollen, daß er Ihnen Rosen im Jänner und Flieder im December erblühen läßt; das verspreche ich Ihnen, denn ich stehe, durch die Vermittlung des Herrn Pfarrers, gar nicht schlecht mit unserm Herrgott.

Schweigen Sie still, Gottloser!

Ich? Gottlos? sagte der Doctor, den Stock hoch erhebend, mit einem sonderbaren Lächeln; wie kann man mich so verleumden! Ich glaube zu sehr an den Teufel, um nicht auch ein bischen an den lieben Herrgott zu glauben. Hiermit verneigte er sich tief und ging. Die Gräfin hatte ihm nicht mehr zugehört, sie war in tiefes Träumen versunken.

Olympia, auf das Gitter des Perrons gelehnt, pflückte gedankenlos die Blätter der bis zu ihr hinaufragenden Gebüsche und versenkte sich mit Aug' und Seele in das glühende Flammenmeer, das die untergehende Sonne vor ihr ausgegossen hatte.

Ach! sprach leise das arme Opfer aus der Tiefe des Herzens, könnte ich dort hinein fliegen, mich in das helle Lichtmeer stürzen und darin verbrennen und verschwinden! Ach, du lieber Gott! wenn du dich uns

in deiner Schöpfung so herrlich schön enthüllst, wie gern verlassen wir dann die Erde und wie sehnen wir uns nach deinem Himmel! Ja, du selbst bist es, der mich ansieht und mir zulächelt. O mein Gott, nimm die Verwais'te, nimm dein armes verlassenes Kind zu dir zurück! Liebt mich doch Niemand, hält mich doch Niemand auf dieser Welt fest! Ach, wo sind die Zeiten, da Gott seine Engel vom Himmel sandte, die Bekümmerten zu trösten! Da hätte auch ich hoffen können, es würden diese goldenen Wolken sich öffnen und ein Himmelsbote auf mich zukommen mit Worten des Friedens und der Liebe!

So sprach sie zu sich selbst in jener poetischen Exaltation, wie sie einsamen Gemüthern eigen ist. Da bemerkte sie ganz deutlich eine menschliche Gestalt sich von dem lichten Goldgrund abheben und ihr allmählich näher kommen. War es eine Täuschung? Hatte ihr phantastischer Sinn ihr den Blick getrübt? Bewegt, mit von Schreck und Freude klopfend gehobener Brust, verschlang sie den Raum, und der Schatten kam immer näher. Krampfhaft umklammerte die arme Frau das Eisengeländer, unbeweglich, im Zweifel, ob sie um Hilfe rufen oder sich still verhalten sollte, um den Traum nicht zu verscheuchen. Als die Erscheinung nur noch wenige Schritte entfernt war, blieb sie stehen, und die Gräfin

unterschied einen jungen Mann von seiner Gestalt, der entblößten Hauptes sie ehrfurchtsvoll grüßte.

Wer ist da? lispelte die Kranke.

Ist Herr Doctor Céret noch im Schloß? fragte man statt aller Antwort.

Wie! Sie sind es, Herr Louis! Sie haben mich recht erschreckt.

Verzeihung, Frau Gräfin! ich bin soeben angekommen und kann es kaum erwarten, meinen Vater zu umarmen.

Er ist eben fortgegangen und wird sehr glücklich sein, Sie zu sehen. Ich wage es nicht, Sie aufzuhalten; aber Sie werden wiederkommen, nicht wahr? Sie sind mir Ihren Besuch schuldig und eine Entschuldigung für den Schrecken.

Louis Céret stotterte einige Worte.

Frau von Fouchy war verlegen und fühlte sich einer Ohnmacht nahe; sie grüßte ihn zum Abschied mit einer Bewegung, die bedeutsamer ausfiel, als sie es zu einer anderen Zeit sich gestattet hätte. Die Hand auf die Brust gelegt, trat sie ins Zimmer.

Bin ich doch thöricht! sprach sie zu sich, wie würde der gute Doctor höhnen, wenn er wüßte, daß ich seinen Sohn für eine himmlische Erscheinung gehalten habe!

Die Gräfin wollte über sich selbst lachen, allein sie hatte die Kraft nicht dazu. Viel aufgeregter, und doch weniger leidend als sonst, dachte sie vor dem Einschlafen noch lange an den schönen jungen Mann, dessen geistvoller Kopf ihr im Glanz des Abendlichts so verklärt erschienen war.

Der junge Arzt hingegen dachte, als er den Weg ins Dorf einschlug:

Wie sie verändert ist! Mein Vater sprach doch nie in seinen Briefen von ihrer Krankheit. Arme Frau! So schön, so reich und so unglücklich!

III.

Où pent-on être mieux? . . .

Bei seiner Heimkehr bemerkte Herr Céret alsbald, daß seine Küche vortrefflich bestellt sei, und seine Haushälterin ihn besonders festlich bewirthen wollte.

Was giebt es Neues? fragte er, mit dem Stock auf den Boden klopfend.

Daß wir einen Gast bekommen haben.

Des Doctors Stirn verfinsterte sich; er dachte an Solignac.

Ich erwarte Niemand.

Auch keinen Reisenden von Paris?

Oh! ist Louis hier?

Ja. Herr, und in seiner Ungeduld lief er aufs Schloß, Sie dort zu suchen.

Warum hat er sich das erlaubt? Ich will nicht, daß man mir zu meinen Patienten nachlaufe.

Nun, Sie können ihn selbst auszanken, denn da kommt er eben.

In der That kam Louis herbeigeeilt und stürzte in die Arme seines Vaters, den er innig an sich drückte.

Wie glücklich bin ich, Sie wieder zu sehen. Sie zu umarmen, theuerster Vater! Mir wurde so bang in Paris! Sie antworteten kaum auf meine Briefe, ich wurde unruhig über Ihre Gesundheit und setzte mich lieber gleich selbst auf die Post.

Kind! sagte gerührt der Arzt, indem er sich bemühte, seine Würde zu behaupten, warum unterbrichst du deine Studien, deine Arbeiten, und gibst Geld aus? Aus dir wird ein schlechter Arzt, mein Junge; du bist zu weich.

Ach, sagen Sie das nicht, lieber Vater; je mehr ich studire, desto fester wird mein Glaube an die Wissenschaft und meine Liebe zu Ihnen. Mein Geist wird genährt, aber mein Herz bleibt hungrig.

Ei, Papperlapapp, was für thörichtes Geschwätz! Margareth! bring die Suppe! Louis hat zu lange gefastet, er redet irre.

Als man bei Tische saß, betrachtete Herr Céret seinen Sohn mit schlauer Miene.

Nun also, wirst du mir jetzt sagen, warum du Paris so plötzlich verlassen hast?

Ich habe es Ihnen ja gesagt, lieber Vater: der Wunsch, Sie zu sehen.

Hm! Ein curioser Wunsch!

Liebster Vater, wissen Sie denn nicht, daß ich keinen höheren Ehrgeiz habe, als mir Ihre Liebe zu

erhalten?

Laß mich in Ruhe! Ist es zu glauben, daß man einen geizigen, brummigen Alten, wie ich, so liebt? Den Geldbeutel liebt man und drückt ihn zuweilen recht fest an sich, aber nur um etwas herauszupressen.

Vater, Sie thun mir weh! Wie können Sie an meiner Liebe zweifeln?

Zweifeln! Ich zweifle nie, mein Sohn; ich glaube, oder ich glaube nicht.

Sie glauben also nicht, daß ich Sie liebe?

Doch, allerdings; aber ich glaube auch, daß du jung bist, obendrein ein hübscher Bursche . . .

Eine Röthe stolzer Scham überzog die Wangen des jungen Arztes.

Ich schwöre Ihnen, Vater . . .

Daß du mir vielleicht keine Liebschaft mitzutheilen, keine Schulden einzugestehen hast, unterbrach ihn kopfschüttelnd der hartherzige Alte.

Bei dem Andenken meiner Mutter, erwiderte mit einiger Feierlichkeit Louis, betheuere ich, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe; die Arbeit bewahrt mich vor Schulden und schlechter Gesellschaft.

Oho! Du scheinst mir häufiger in die Predigt als auf die Klinik zu gehen; so spricht Einer, der mehr in der Bibel als im Broussais lies't. So? du sorgst also

für dein Seelenheil und strebst nach der Tugendpalme? Willst das Secirmesser führen, armer Tropf, und glaubst dabei an eine Seele?

Gerade deßhalb, lieber Vater, weil ich meinen Ehrgeiz darein setze, den Körper zu heilen, glaube ich an eine unsterbliche Vernunft. Ich sehe in dem armen Kranken, den ich auf seinem Lager hebe und wende, etwas anderes als ein Bündel Muskeln und Knochen, und ich sage es mir stets vor: dies ist kein sterblicher Mensch, den ich behandle, dies ist ein Theil der Gottheit.

Reihe mir die Hand, sagte ironisch Vater Céret und fühlte seinem Sohn den Puls; nein, du hast kein Fieber. Also das sind die Aerzte von heutzutage! Ich danke schönstens dafür! Wahrscheinlich befaßt ihr euch mehr mit Teufelsaustreibungen, als mit Recepten, und curirt Beinbrüche mittelst Beschwörungsformeln.

Wir wenden auf den leidenden Körper dieselben Mittel an, wie Sie, lieber Vater, erwiderte lächelnd der junge Mann: Pflanzen- und Mineralstoffe; allein wir halten unser Werk nicht für vollständig und blicken mit einiger Eifersucht auf den Priester, dem das Mysterium der Beichte als Heilmittel zu Gebote steht.

Nun gut, so nimm die Kutte und den Weihwedel! Fürwahr, man macht schöne Streiche bei euch! Du hattest Recht, herzukommen, mein Sohn; bei mir sollst du nüchtern werden. Du sollst selbst sehen, ob unsern Bauern die Beichte oder ein Verband noththut, wenn sie sich beim Herabfallen vom Heuschober eine Rippe gebrochen haben. Und kannst du mir in all den Wunden, die du hier aufschneiden wirst, eine einzige Seele zeigen, so verpflichte ich mich, meine Kranken fortan von Somnambülen behandeln zu lassen und Consultationen nur mittelst Kartenaufschlagen zu ertheilen.

Lieber Vater, über diesen Punkt werden wir uns niemals verständigen. Sprechen wir nicht weiter davon. Ihre Gelehrsamkeit, Ihre Kenntnisse stehen über jedem Zweifel; allein zur Zeit Ihrer Studien glaubte man nicht an den Geist. Die Außenwelt genügte Ihren Zeitgenossen, man hielt sich an die Materie. Auf den Schlachtfeldern Europa's lagen damals so viele menschliche Glieder zerstückelt, daß man nicht Charpie genug auftreiben konnte, und nothgedrungen nur an die Realität des Blutes und der Wunden glaubte. Allein wir, lieber Vater, wir leben in einer anderen Zeit und kämpfen andere Kämpfe. Die Wunden von heute liegen nicht offen und bluten nicht. Der Arzt, dessen Blick nicht tief unter die Haut

eindringt, ist ein kurzsichtiger; das Uebel ist viel häufiger ein Fieber des Geistes als eine Entzündung der äußeren Gewebe. Das Evangelium sagt: das Wort ist Fleisch geworden, und wohl glaube ich das, denn ich fühle es täglich, daß im Einklang mit diesem Wunder nun auch das Fleisch zum Worte wird.

Und du, mein Sohn, du wirst auch völlig zum Worte. Stoß an, und lassen wir all die Schnurren bei Seite! Da du nur gekommen bist, um das Glück meines Anblicks zu genießen, wie du versicherst, so schau mich an nach Herzenslust. Nur muß ich dir ankündigen, mein Junge, daß du zuweilen allein bleiben wirst. Die Praxis ist hier sehr stark. Bei den »Seelen« in diesem Bezirk kommen häufige Brustkatarrhe vor, und da du sie schwerlich nach deiner Manier heilen wirst, so muß ich wohl allein dazu sehen. Botanisire indeß, mache den Mädchen die Cour, und wenn du die Pflanzen, das Essen und deinen Herrn Vater satt hast, dann fahre nach Belieben wieder ab, nach jenem Fabelland, wo man dich so schöne Dinge lehrt.

Sie spotten, lieber Vater; aber ich hoffe, Sie zu überzeugen und zu meinen Ideen zu bekehren.

Zum Kukuk! das lasse dir nicht einfallen, rief Vater Céret, sein Weinglas mäßig nachfüllend; ich komme mit meiner eignen Laterne ganz gut zurecht;

ich wünsche weder ein anderes Glas noch ein anderes Licht. Wenn sie raucht, so putze ich sie selbst; und ist sie einmal ausgegangen, so wäre es übel angebracht, wolltest du noch Oel nachgießen.

Eine Stille folgte auf dieses Gespräch. Louis lächelte traurig vor sich hin. Er fühlte an den Scherzen seines Vaters einen Keim der Entzweiung heraus. In einer Art kindlicher Angst hatte er Paris verlassen; er sagte sich, wie lange schon er den kalten und strengen Vater nicht umarmt habe, dessen Züge sich ihm in der Entfernung erweichten; es drängte ihn, sich von seinem Vater segnen und weihen zu lassen vor dem Antritt seines ersten Berufs. In seinem kleinen Zimmerchen im Quartier latin erging er sich in jenen leidenschaftlichen Monologen, die dem unschuldigen Ehrgeiz eigen sind. Er träumte die Heilung der gesammten Welt. Er liebte die Wissenschaft mit jener ritterlichen, jungfräulichen Glut, die, erhaben und einfältig zugleich, geniale Männer hervorbringt oder Schwächlinge. In diesen Stunden der heftigsten Aufregung, der schönsten Hoffnungen und des mächtigsten Eroberungstriebes flossen die letzten Jugendthänen über seine Wangen. Bei dem Gedanken an seinen Vater fühlte er sich schwach und ganz Kind; er floh aus Paris, um in

herzlicher Hingebung und Vertraulichkeit einige Tage im Vaterhause zu verleben.

Louis Céret war eine edle Natur. Er liebte seinen Vater trotz Allem, und der Doctor konnte nur auf dem ganz speciellen Gebiete der Medicin in seinen Augen sinken. Allein es war dem jungen Manne schmerzlich, in dem Freunde seines ganzen Lebens nicht mehr jene geistige Ueberlegenheit zu finden, deren sein Gemüth bedurfte. Er erkannte, daß er mit seiner Art, die Wissenschaft zu lieben, allein bleiben würde. In einem Alter, wo der Kampf beginnt, in einer Laufbahn, deren Verantwortlichkeit so schwer drückt, sah sich Louis allein. Einen Schatz angesammelter vertraulicher Mittheilungen, Fragen, Zweifel und Ueberzeugungen hatte er mitgebracht; aber beim ersten Versuch lachte man ihm cynisch ins Gesicht, und der Mensch, den er vor Allen liebte, von dem er Ermuthigung und Rath erhoffte, zwang ihn zum Schweigen, zum Mißtrauen, zum Zurückdrängen aller Quellen des innersten Vertrauens. Louis schwieg eine Zeit lang. In aller Stille verband er die erste Wunde, die ihn mitten ins Herz getroffen; der Alte spielte den Gutmüthigen, zwinkerte und schielte mit prüfendem Blick nach seinem Sohne und war es wohl zufrieden, dessen stürmisches Wesen ein wenig abgekühlt zu haben;

denn dies gehört auch zu jenen Mißverständnissen in der Familie, daß das Haupt derselben einen falschen Schritt nur gutzumachen weiß durch Mißbrauch seiner geschädigten Autorität.

Woran denkst du, mein Junge? sagte nach einigen Augenblicken der alte Arzt, der dem Sohne das Vergnügen des Schmollens nicht gönnen wollte.

Louis konnte unmöglich gestehen, was ihn beschäftigte. Er antwortete, um zu antworten, beinahe ohne zu wissen, was er sprach:

Ich dachte an Frau von Fouchy, die ich recht blaß und matt gefunden. Sie behandeln sie, nicht wahr? Was ist ihre Krankheit?

Des Doctors Auge leuchtete plötzlich auf, erlosch aber sofort wie eine sorgfältig gehütete Flamme, die ein dreister Luftzug unversehens angefacht hat.

Hat sie dich consultirt, die reizende Gräfin, daß du mich so ausfragst? Willst du mir etwa Concurrnz machen? versetzte ironisch Herr Céret.

Ich möchte einfach wissen, was dieser armen Frau fehlt, die ich blühend und munter verlassen habe und nun blaß und erschöpft wiederfinde.

Oh! erschöpft! ja wohl, erschöpft, aber nicht so sehr als ich es wünschte, sagte kopfschüttelnd der Arzt.

Was wollen Sie damit sagen, lieber Vater?

Daß hier ein Fall von sehr ausgesprochener Hypertrophie vorliegt; daß die Herzkammern furchtbar ausgedehnt sind, und daß diese zarte Wittve den Todeskeim in ihrer Lunge birgt, daß der Herzschlag sie mir tödten wird.

Seit wann hat die Krankheit diesen ernstesten Charakter angenommen?

Beiläufig seit einem Jahr. Nur mit großer Mühe beruhige, beschwichtige ich dies stürmische Herz. Erst heute wieder hatte sie furchtbares Herzklopfen.

Und welche Behandlung wenden Sie an?

Ei wahrlich! Das ist ja ein Interrogatorium und ein Examen, dem du mich unterziehst! Louis, du bist ein Pedant. Es thut mir sehr leid, dir das sagen zu müssen. Nun sind wir eine ganze Stunde beisammen und du hast mir nur von Kranken und von Medicin gesprochen. Zum Kukuk, mein Sohn. Alles hat seine Zeit!

Louis hielt sich für geschlagen, und das Mittagmahl wurde schweigend beendet, ohne daß einer von Beiden hätte sagen können, warum Vater und Sohn das Vorgefühl eines möglichen Conflictes hatten. Louis hatte weniger Bitterkeit erwartet, hatte einen wärmeren Empfang, ein innigeres Anschließen gehofft. Vater Céret war verletzt von den Ideen, den Fragen und dem Ehrgeiz seines Sohnes. Verlegenheit

und Zwang ließen ihre im Grunde doch so wahre Neigung verstummen und legten ihnen leere Worte in den Mund, die sie mechanisch hervorbrachten, nur um über die Stunden hinweg zu kommen, diese früher so süßen ersten Stunden nach der Rückkehr des vielgeliebten Kindes in das väterliche Haus.

Louis schützte Müdigkeit vor und zog sich in sein Zimmer zurück. Sobald er allein war und die Thür geschlossen hatte, warf sich der arme Junge auf einen Stuhl und fing an zu weinen. Ach, die Thränen mit zwanzig Jahren! Die qualvollsten und süßesten zugleich! Der sie vergießt, schämt sich ihrer ob seines Alters und Verstandes, aber sie trösten ihn doch über den Abschied von der Kindheit und den Eintritt ins Mannesalter. Wie sind sie so glühend heiß, die Thränen mit zwanzig Jahren, diese schweren, zernerfüllten Tropfen, die man mit geballter Faust trocknet! Wer möchte sie nicht später wieder weinen, und noch einmal den edlen Kummer fühlen, den sie gestillt!

Louis war eine von jenen Naturen, die nichts davon abbringen kann zu lieben, und welche durchs ganze Leben ihre Illusionen, ihren Liebesdrang und das kindische Bedürfniß, ihre Zärtlichkeit zu zeigen, beibehalten.

Dem Anschein nach stolz und kalt, schmolz er beim ersten Lächeln geliebter Züge. Unempfindlich gegen die Beleidigungen des Pöbels, wurde er sofort weich, sobald in irgend einem Streife das Herz ins Spiel kam. Seine Hand hätte nicht gezittert bei einem gewöhnlichen Pistolenduell, aber die Härte eines Freundes entlockte ihm Thränen; als vernünftiger Arzt erwies er sich tapfer gegenüber den Schrecken der menschlichen Gebrechlichkeit, aber wenn sein Patient, nach angelegtem Verband ihm vertrauliche Mittheilungen machte, überließ er sich seiner Rührung und sann auf Heilmittel für das unsichtbare Seelenleiden. Er hätte Hymnen gedichtet, wenn er es nicht als seine Lebensaufgabe erkannt hätte, Arzt zu sein. Weit entfernt seine Begeisterung abzukühlen, erfüllte ihn die Wissenschaft von Anfang an mit einem Enthusiasmus, der ihn nicht mehr verließ. Nachdem er seine Mutter — sie hatte ihm all ihre Tugenden vererbt — frühzeitig verloren, liebte er seinen Vater mit verdoppelter Neigung. Bis dahin war ihm derselbe Gegenstand einer zweifellosen Verehrung gewesen. Kein anderer Mensch wäre in den Augen des jungen Céret damals dem alten Landarzt an Gelehrsamkeit, an Gemüth und Redlichkeit überlegen erschienen. Diese Heimkehr des Sohnes änderte plötzlich Alles. Er fand im Vater

nicht mehr einen nachsichtigen und unfehlbaren Meister, sondern einen aufgeblasenen, auf seine Geschicklichkeit stolzen Alten, der die Träume dieses schwärmerischen Gemüthes hart und lieblos verletzte und sich mit einer Verknöcherung brüstete, hinter welcher wohl etwas mehr stecken mochte als bloßes Spiel. Louis weinte bitterlich, und doch wäre es ihm sehr schwer geworden, den bestimmten Grund seines Kummer anzugeben. Es war der prophetische Blick kindlicher Liebe, der ihm einen Abgrund zeigte. Sonderbarer Weise mischte sich die Erinnerung an Olympia in seine Träume, und so wie er der Gräfin im Abendsonnenglanz erschienen war, so sah er nun sie als die Verkörperung hinwelkender Jugend und himmlischer Liebe, wie sie auf den Balkon gestützt mit dem fragenden Blick einer Verbannten zum Himmel empor schaute.

Was den Doctor anbelangt, der hatte keine Träume. Vor dem Einschlafen stellte er sich zwei Fragen: Was hat Louis hierzu thun? und wie kann man ihn wieder fortbringen? — Nachdem er dieses Problem in seinem Kopf um und um gewendet hatte, ohne eine vollständig befriedigende Lösung zu finden, überließ er sich dem Genuß jener traumlosen Ruhe, welche für den Schlaf des Gerechten gilt; als wenn drei Viertheile der Menschheit an Schlaflosigkeit litten!

Immerhin müssen wir jedoch bemerken, daß Herr Céret, aus welchem Grund immer, sich vor dem langen Wachbleiben sorgfältig hütete. Auch an jenem Abend bereitete er, wie er zu thun gewohnt war, einen gewissen Opiumtrank und sah dabei herzhaf in den Spiegel, mit seinem wahren Blick, ohne Furcht vor sich selbst und ohne Verstellung.

Solignac, sprach er zu sich selbst, Solignac auf der einen Seite, Louis auf der andern; dort Haß, hier Liebe; ich bin ein wenig genirt. Das sind zwei unbequeme Zeugen. Der Kukuk hole dies einfältige Kind, welches das Vergnügen mich zu umarmen nicht drei Monate lang hinausschieben kann! Armer Junge! er versteht Nichts vom Handwerk! Ein empfindsamer Arzt! Sonderbarer Träumer! Uebrigens, auch ich könnte träumen, und darum muß man sich vorsehen!

Mit diesen Worten leerte der Arzt auf Einen Zug seinen Nachtrunk, ging zu Bette und versank bald, gegen Alpdrücken und ängstliche Träume geschützt, in einen tiefen Schlaf.

IV.

Ueble Folgen, wenn Vater und Sohn den gleichen Beruf haben.

Am folgenden Morgen, als Herr Céret erwachte, nahm er seine durch den Schlaf unterbrochenen Reflexionen wieder auf, und das Resultat war folgendes:

Louis wird nicht mehr nach Paris zurückkehren wollen; geht er dennoch, so geht er mit einem Verdachte fort. Wenn er bleibt, so wird er das Schloß besuchen, und dann dürfte mein Herr Sohn sich einfallen lassen, die ärztlichen Vorschriften seines Vaters zu controliren. Da muß etwas gewagt werden, und zwar dürfen wir, nicht einen Augenblick zögern!

Seinerseits fragte sich Louis, der mehr geträumt als geschlafen hatte, unter welchem Vorwand er zu Frau von Fouchy gehen könnte.

Das blasse Gesicht der Gräfin hatte ihm beständig vorgeschwebt, und seine ärztliche Neugierde war mit im Spiel. So waren denn Vater und Sohn mit demselben Gegenstande beschäftigt, und sobald der Doctor seinem Sohn die Hand gedrückt, beeilte er

sich, während er sich zum Rasiren zurecht setzte, zu sagen:

Weißt du, mein Junge, daß du der Gräfin Fouchy einen Besuch schuldig bist?

Ich dachte eben daran, lieber Vater, erwiderte Louis erröthend.

Wie das zutrifft! So wollen wir zusammen hingehen!

Bis zum Frühstück erging sich Louis schweigend in dem kleinen Garten seines Vaters. Mit einer unerklärlichen Beharrlichkeit dachte er beständig an die Gräfin; er fühlte sich berufen sie herzustellen, zu retten, und ging mit lebhaftem Eifer ans Werk; er gab die arme, bemitleidenswerthe Frau dem Leben wieder, den rosigen Träumen, den Genüssen des Reichthums und vielleicht auch den Hoffnungen der Liebe. Louis kannte Frau von Fouchy seit ihrer Kindheit; zuerst hatte er mit ihr gespielt, später war er sich der durch Alter und socialen Abstand gebotenen Zurückhaltung bewußt geworden. Er glaubte sich daher zu größerem Interesse an der Patientin seines Vaters berechtigt, als wenn es sich um eine gewöhnliche Bekanntschaft gehandelt hätte; und wenn wir dem jungen Arzte bis auf den Grund seines Herzens blicken wollen, so verbarg sich hier der Gedanke, gegen seinen Vater Recht zu behalten

und seinen spiritualistischen Theorieen durch thatsächlichen Beweis zum Triumph zu verhelfen. Ein ihm doppelt theurerer Gegenstand bot sich hier zu seinen medicinischen Versuchen. Und sind nicht auch gerade die jungen Gelehrten, die erst kürzlich ihr zwanzigstes Jahr überschritten haben, die natürlichen Beichtväter aller zwanzigjährigen leidenden Seelen? Wäre nicht Romeo, als Doctor der Medicin, Juliens ärztliche Vorsehung geworden?

Louis erwartete also mit einer durch tausend dunkle Empfindungen genährten Ungeduld die Stunde des Besuches auf dem Schlosse. Als er mit seinem Vater fortging, nahm dieser seine feierlichste Miene an, um ihm zu sagen:

Louis, ich empfehle dir Frau von Fouchy auf das Aufmerksamste zu beobachten. Wenn sie es erlaubt, wirst du so wie ich ihr Herz, das mich so sehr besorgt macht, unter deiner Hand pochen fühlen. Aber wohlgemerkt: kein Wort, keine Bewegung, die dich verrathen könnte. Geh an deine Mission! Sei stumm und undurchdringlich. Wir werden stets von unsern Schutzbefohlenen belauert, und ein einziger unvorsichtiger Blick kann zuweilen die Wirkung all unserer Arzneien vereiteln.

Fürchten Sie Nichts, lieber Vater, ich kenne meine Pflicht.

Olympia war überzeugt, daß Herr Céret mit seinem Sahne kommen würde. Obwohl kein Wort darüber gewechselt worden war, fühlte sie, daß die Schicklichkeit ihnen diesen Doppelbesuch gebieten würde, und erwartete ihn mit fieberhafter Ungeduld. Etwas verlegen über ihre lyrische Stimmung vom verflommenen Abend, welcher ihr den Sohn des Doctors als Seraph erscheinen ließ, sagte sie sich, daß sie nothwendigerweise diesen sonderbaren Empfang entschuldigen müsse. Sie verbarg es sich jedoch nicht, mit welchem herzlichem Vergnügen sie den ersten Gefährten ihrer Jugend empfangen würde. In diesem öden, traurigen Schlosse war der Anblick eines jugendlichen Besuches eine köstliche Zerstreuung, und das arme Kind wartete im Salon, dem fortrückenden Zeiger ihrer Pendeluhr folgend und horchend, ob nicht durch das halbgeöffnete Fenster Schritte auf dem knisternden Sand des Gartens zu vernehmen seien. Endlich wurde der Doctor angemeldet. Er trat ein, gefolgt von seinem Sohne. Die Gräfin versuchte sich im Lehnstuhl zu erheben. Eine plötzliche Röthe überflog ihre Wangen. Die Schwäche nöthigte sie wieder zum Niedersitzen, und sie konnte den Ankömmlingen nur mit einer Handbewegung Stühle anbieten. Nach einem stummen Austausch von Grüßen erkundigte sich Herr

Céret nach der verflossenen Nacht und der Wirkung der Arznei.

Ich habe schlecht geschlafen, Doctor, und fühle mich immer schwächer. Fürchten Sie nicht, daß ich blind werde? Ich versichere Sie, daß ich kaum etwas sehe, und gestern habe ich Herrn Louis anfangs gar nicht erkannt.

Das ist alles Nichts! versetzte der Arzt.

Verzweifeln, ist das Nichts? Sie sind ein entsetzlicher Mensch. Ach, Herr Louis, sagte mit wahrhaft kindlicher Anmuth die arme Frau, ihre kleine Hand dem Doctor entziehend, kommen Sie mir zu Hülfe und sagen Sie Ihrem Herrn Vater, daß er sich irrt!

Und sie erhob ihren matten Arm, den Louis Céret hastig ergriff.

Ah so, Sie wollen sich meinen Sohn zum Verbündeten machen, ihn zur wissenschaftlichen Insubordination gegen mich verleiten!

Indessen fühlte Louis den Puls der Gräfin unter seinen Fingern klopfen, und sein eignes Herz schlug heftig in seiner Brust. Mit ernster Sammlung fragte er sich, ob dies wohl eine schreckliche immerwährende Drohung sei, dies heftige Pulsiren der feinen Adern, die zu springen schienen vor dem Andrang des Blutes. Er befragte seine klinischen Erinnerungen,

seine Studien, die Lehren seiner Professoren; er wollte den Fall, der seinem Vater so verzweifelt vorkam, nur auf dem Wege der Wissenschaft prüfen; allein, wie er so in die umflorten Augen der Gräfin blickte, ihrem Athem lauschte, fiel es ihm ganz gegen seinen Willen ein, daß Olympia zwanzig Jahre alt, daß sie schön und verständig und daß ihr Leben bisher ohne Liebe dahin gegangen sei. Während er die Pulsschläge mit allem Ernst des Arztes zählte, schien er mit der stummen Angst eines Freundes, eines Bruders diese gedrückte Seele zu erforschen. Seine Aufgabe war nun eine doppelte. Unbeweglich blieben seine Züge, wie die eines Richters, der den Buchstaben des Gesetzes überlegt, um das Urtheil zu sprechen, aber im Innersten gerührt und von Mitleid erfüllt, schwur er sich, Diejenige zu retten, die sein Verstand verurtheilte.

Vater Céret's Blick wich keinen Moment von seinem Sohne. Seine kleinen Augen verschlangen dies schöne, edle Antlitz und drangen bis in dessen kleinste Falten. Nach einigen Minuten Schweigens fragte der alte Arzt in spöttisch herausforderndem Tone, ob die Diagnose seines jungen Collegen mit der seinigen übereinstimme? Louis warf seinem Vater einen schmerzlichen Blick zu, der einem Geständnisse gleichkam, und sagte:

Ich glaube, wie Sie, mein Vater, daß eine außerordentliche Erregung des Blutes vorhanden ist, und daß Stille, viel Ruhe, Eis und Aderlässe . . .

O! Die Henker! rief Olympia mit schwacher Stimme, indem sie eine Bewegung machte, um die Hand, welche Louis in der seinigen hielt, zurückzuziehen; auch er verordnet mir Ruhe und fügt noch Eis hinzu, damit es schneller aus sei! Aber errathen denn auch Sie nicht, daß ich eben an Ruhe und Stille, kurz an Langerweile leide und daran sterbe?

Louis erbehte. In der Stimme der Kranken lag ein Ton schneidender Wahrheit. Der Arzt schüttelte den Kopf und schien zu sagen:

Das hab' ich erwartet! Nun ist es Zeit, unsern Vorrath von Trostsprüchen auszukramen! — Und sogleich begann er das Kapitel der väterlichen Rathschläge und kleinen Scheltreden.

Louis ließ seinen Vater reden. Sein Lächeln drückte Beistimmung aus; aber eigentlich dachte er, daß diese Frau ein blühendes, lachendes Kind war, mit dem er einst im Park gespielt. Er hörte das helle Lachen von ehemals, und zu des Doctors eintöniger Psalmodie fügte er im Geiste die ganze Poesie des Frühlings und der Jugend. Dann und wann prüfte er den Puls der Kranken. Plötzlich erwachte er aus

seinem Traume. Etwas Unerwartetes weckte ihn aus seinem Sinnen. Der heftige, ungleichmäßige Puls hatte sich nach und nach in seiner Hand beruhigt, so daß die Schläge nun kaum mehr fühlbar waren. Vater Céret argwöhnte etwas dergleichen und fand es räthlich, die Sitzung aufzuheben. Mit einer bezeichnenden Bewegung schob er seinen Stuhl zurück, allein Louis sah und hörte Nichts. Er betrachtete die schwächliche, abgemagerte Hand der Gräfin, er schien die Linien dieses Gewebes um das Geheimniß zu befragen, das ihm anderwärts entschlüpfte.

Wohlan, sagte der Doctor, mit dem Stock leicht auf das Parquet stoßend, willst du etwa den Arm der gnädigen Frau mitfortnehmen, um zu Hause bequemer die Pulsschläge zu studiren?

Olympia erröthete und zog ihre Hand zurück. Louis, zu sehr vertieft, um Verlegenheit zu empfinden, grüßte ernsthaft die Kranke.

Also Sie gehen schon? fragte Frau von Fouchy.

Mein Tagewerk beginnt, erwiderte der Arzt.

Aber . . . und die Gräfin zögerte.

Was wollen Sie sagen?

Herr Céret, hier sind wir nicht in Paris, versetzte Olympia mit einer Art eigensinniger Entschlossenheit; darum giebt es hier auch keine

Etiquette, keine angeblichen Schicklichkeiten, die uns absperren und quälen. Ich will Ihnen etwas vorschlagen: gehen Sie zu Ihren Kranken und lassen Herrn Louis hier.

Ein tête-à-tête! rief der alte Arzt, durch diesen Vorschlag aufgeregt.

Warum nicht? erwiderte unbefangene Frau von Fouchy, ohne die Augen niederzuschlagen. Herr Louis kommt nicht aufs Land um zu studieren. Ich fürchte mich allein zu sein. Wir werden plaudern, spazieren gehen, von der Vergangenheit reden, denn wir sind sehr alte Kameraden, und wenn ich mich in Ihrer Abwesenheit schlechter fühle, so werde ich doch eine Stütze, einen Rath, einen Gelehrten haben, nein etwas Besseres: einen Freund!

Der Doctor verzog das Gesicht. Er that, als fände er die Einladung unpassend, während er in Wirklichkeit sie nur gefährlich fand für sich selbst.

Hm, hm, glaubte er kopfschüttelnd brummen zu müssen, das ist nicht so unbedenklich.

O, schlagen Sie mir's nicht ab! entgegnete Olympia, und Sie, Herr Louis, sagen Sie doch, daß Sie noch nicht Zeit finden konnten, sich eine Meinung über meinen Zustand zu bilden. Ich bin sehr krank, viel kränker als Sie Beide glauben. Also es ist abgemacht; Sie bleiben. Was Sie anbelangt, garstiger

Doctor, der Sie mich allein und einsam möchten sterben lassen, gehen Sie nur schnell fort, aber kommen Sie zur Tischstunde wieder!

Sie sind grausam, sagte zerknirscht Vater Céret, allein ich sehe wohl, ich muß nachgeben. Vor Allem —aber, keine Thorheiten! wenig herumgehen und wenig sprechen! Louis, fügte er hinzu und blickte seinen Sohn mit so gebieterischen Augen an, daß der junge Mann betroffen ward — ich mache dich für Alles verantwortlich. Du bist kein Kind mehr.

Fürchten Sie Nichts, lieber Vater, erwiderte Louis mit ehrerbietiger Festigkeit.

Herr Céret vergaß, der Gräfin die Hand zu küssen, und öffnete barsch die Thüre. Auf der Schwelle wendete er sich um:

Um dreiviertel auf sechs werde ich hier sein, sagte er, als wenn er eine Drohung ausgesprochen hätte.

Olympia und Louis hatten einen ganzen schönen Herbsttag vor sich; sie, um die letzten Blumendüfte einzuathmen, er, um seine Kranke zu studiren.

Man glaube nicht, daß dieses Alleinsein der beiden unbewußt von einander angezogenen Zwanzigjährigen schon hinreichte, um ihr Gespräch zu verwirren und ihre keusch in einander verschlungenen Arme erzittern zu machen. Für Olympia war Louis Céret nur ein junger Arzt mit

offenem Blick und ehrlichem Lächeln, dazu der Sohn eines Mannes, den sie mit einer Art zärtlicher Furcht liebte. Vielleicht ließ ein Aberglaube, dessen Gefährlichkeit sie nicht einsah, sie in diesem lebenswürdigen Jünger der Wissenschaft jenen Himmelsboten sehen, den sie beim Anblick des glühenden Himmels geträumt hatte. An Louis haftete noch etwas von jenem Lichtglanz, womit an jenem Abend die Sonne seine Stirn umgeben. Nebenbei erinnerte sie sich ihrer einstigen kindlichen Vertraulichkeit, und so rein wie mit zwanzig Jahren, wie in ihrer ersten Kindheit, ohne Berechnung und Koketterie, lehnte sich Olympia vertrauensvoll auf Louis' Arm, nur von der Sehnsucht erfüllt, das Bußgewand der Schmerzen und der Traurigkeit endlich abwerfen zu können. Ihre schmeichelnde Stimme flehte, er möge sie retten, gesund machen, durch seine Freundschaft wie durch seine Kunst. Was Louis Céret betrifft, so fühlte er sich ganz eigentlich als Seelsorger; auf seiner Stirn und in seinen Augen leuchtete das heilige Feuer des Helden, der zum erstenmal dem Feinde, oder des Priesters, der seinem ersten Beichtkinde gegenüber steht. Unmöglich konnte der eifrige junge Arzt seine Patientin kaltblütig betrachten, ohne daß sofort die Erinnerungen der Schule, die Vorträge seiner

Professoren und die Ergebnisse seiner eigenen Studien sich ihm aufdrängten, auf einen verhängnißvollen Ausgang deutend. Von leidenschaftlichstem Mitgeföhle für menschliches Elend erfüllt, berührte unser jugendlicher Arzt mit der reinsten Empfindung die ihm dargereichte Hand. Näherte er sein Ohr ihrem Herzen, so erblaßte er und weinte gleichsam nach innen die Thränen, welche die Pflicht in seinen Augen trocknet. Wenn so das junge schöne Paar langsam und traurig die Freitreppe des Schlosses herabsteigt und die welkenden Parkalleen entlang geht, so ist es durchaus nicht ein unsichtbarer Amor, der sie zu einander zieht. Olympia will nicht sterben und möchte ihre Rettung dem Jugendfreunde danken, einem jungen Manne, der Recht behalten sollte gegen einen Greis. Louis will, daß seine erste Kur eine glänzende sei; er studirt und forscht, und verhört die Gräfin mit neugierigem Ernst; über alle Leiden und geheimen Thränen der armen Frau fordert er Rechenschaft. Ein bohrender Verdacht hat Louis ins Herz getroffen und verläßt ihn nicht mehr. Sein Vater ist ein ganz geschickter Arzt, allein sein Materialismus, seine Verachtung aller geistig vermittelnden Einflüsse, seine frevelhafte Ironie haben in des Sohnes Gemüth einen heiligen Zorn angefacht, welcher nach der ersten Gelegenheit einer

Genugthuung trachtet. Der alte Doctor hat in den Leiden der jungen Frau nichts Anderes entdeckt als einen Aneurysmus, der das Blut zu heftig im Kreise jagt und eines Tages den Herzschlag plötzlich hemmen wird. Louis hingegen sieht in den Störungen des Organismus nur die Rückwirkung eines moralischen Leidens. Aengstlich belauscht er die Klagen der gefangenen Seele, die, wie in einem durchsichtigen Gefängniß, von diesem zarten Körper eingeschlossen ist. Bei jedem Symptom sagt er sich immer wieder, daß das Herz nur deßhalb unregelmäßig schlage, weil es gegen dies unthätige, abgesperrte Leben sich auflehnt; weil es in Freude und Freiheit schlagen will. Von diesem Gedanken ausgehend, untersucht Louis alle Anzeichen aus dem Gesichtspunkt einer moralischen Abzehrung. Wenn er mit Olympia von ihrer Kindheit spricht, von ihren ersten Spielen, und sie durch die Erinnerung an ihre unschuldigen Thorheiten sanft erröthen macht, so will er damit nur sie beim offenen Ausbruch der Verzweiflung ertappen, ihr den Schmerzensschrei entlocken, der ihn vollends aufklären soll. Sein eigenes Herz schlägt nur in dem edlen Gefühle einer schwer zu erfüllenden, aber heiligen Pflicht.

So verging der Tag. Für Frau von Fouchy war es eine sanfte Ermüdung; für Louis Céret eine

Einweihung voll Schmerz und Reiz. Der arme junge Mann war so weit gekommen, sich zu fragen, ob nicht schon die Beseitigung aller Arzneien genügen würde, um Olympia zu retten. Er fürchtete die gewaltsamen Mittel seines Vaters, der darauf bestand zu calmiren, während es im Gegentheil Noth that zu beleben, die Lebensthätigkeiten zu reizen, aufzuregen und zu beschleunigen. Im ersten Anfang erschreckt, bemerkte doch Louis schließlich, daß sich der Puls der Kranken nach und nach beruhigte, und daß die junge Frau, die er bei einer ersten oberflächlichen Auscultation sicher aufgegeben hätte, durch diesen in traulichem Gespräch verbrachten Tag vollkommen heiter geworden war. Dieses Ergebniß hatte der geschickte Doctor nicht vorausgesehen. Wenn er den Nachforschungen seiner Pariser Collegen Trotz bot, hielt er sich an die äußerlichen Eindrücke und die augenscheinliche Wirkung seiner Behandlung. Hätte er jemals ahnen können, daß eine wunderbare Intuition, eine Art von Offenbarung seinem eigenen Sohn so tiefverborgene Geheimnisse plötzlich enthüllen würde? In Bezug auf das Befühlen des Pulses glaubte er sich hinreichend gesichert; jedoch den vertraulichen Mittheilungen und der Anziehung der Gemüther hatte er nicht vorbeugen können. Er hatte sein ganzes Genie aufgeboden, um die Spuren

seines Wirkens zu verdecken, allein durch eine schlagende Fügung der Vorsehung, die allen menschlichen Hochmuth zu Schanden macht, reichten einige Stunden traulichen Beisammenseins der beiden jungen Leute hin, um ihn des Irrthums, der Unwissenheit und des Eigensinnes zu verdächtigen. Louis fühlte, wie diese Anschuldigung in ihm feste Gestalt annahm. Die hohe Meinung von seinem Vater nahm ab und ließ in dem Sohne eine traurige Leere zurück. Nicht nur eine Meinungsverschiedenheit, einen ernstern Kampf sah er voraus. Und doch konnte er noch nicht ahnen, bis zu welchem Punkte der Heroismus des Ungehorsams ihn treiben würde.

Um sechs Uhr öffnete der Doctor die Salonthüre. Louis und Olympia waren heimgekehrt. Das Auge des jungen Doctors strahlte von dem Licht, welches Hingebung und Ueberzeugung in seinem Herzen entzündet hatten.

Frau von Fouchy, etwas weniger blaß als sonst, lag in ihrem Fauteuil ausgestreckt und ruhte lächelnd aus. Der Alte begriff, was vorgegangen war; aber keine Spur seines furchtbaren Zornes kam zum Vorschein. Er war etwas ironischer als sonst; das war Alles. Man ging zu Tische, und in Schweigen verstrich der erste Theil der Mahlzeit. Louis

bemerkte, daß man der Gräfin auf seines Vaters strenges Geheiß nur schleimige Getränke und die vom antiphlogistischen Regime vorgeschriebenen geschmacklosen Speisen vorsetzte. Ohne sich mit dem alten Doctor in offenen Kampf, namentlich in Gegenwart Olympia's, einlassen zu wollen, bemühte sich der junge Mann, die abscheulichen Getränke zu beseitigen. Nachdem er die auf seinen Geist drückende Schüchternheit abgestreift hatte, versuchte er die Kranke zu zerstreuen und begann mit einem Mal von seinem Leben, seinen Studien und Vergnügungen zu erzählen. Vater Céret ließ sich nicht täuschen. Er sah es wohl, wie sein Sohn heimlich und mit bebender Hand wie ein Giftmischer das Glas der Gräfin mit Wein füllte. Auch entging ihm das Kunststück nicht, wie sein Sohn auf den stets leeren Teller der Gräfin zuweilen einen kräftigen Bissen zu practiciren wußte. Louis unternahm eine förmliche Belagerung gegen die so streng vorgeschriebene Diät; die Gräfin hörte ihm mit Entzücken zu und überschritt, ohne daran zu denken, alle Gesetze, denen sie sich so lange unterworfen hatte.

Der alte Céret fürchtete sich loszubrechen; er zitterte vor seinem eignen Zorn. Als er sich des Tones seiner Stimme und der Unbeweglichkeit seines

Gesichtes vollkommen mächtig fühlte, fand er für gut, nicht mehr als der Gefoppte zu erscheinen.

Was soll denn das bedeuten? rief er aus. Sie essen! Sie trinken! Guten Appetit, Madame, gehorsamer Diener, wenn Sie so meine Vorschriften halten!

Olympia erröthete und schob hastig ihren Teller und das Glas zurück:

Ach, verzeihen Sie, lieber Doctor, es geschah aus Vergeßlichkeit; ich werde es nicht mehr thun.

Und mit ihren schönen, schmachtenden Augen bat sie um Vergebung für dieses unwillkürliche Haschen nach Leben und Gesundheit.

Mein Herr Sohn hat da etwas Schönes angerichtet! Darin also besteht die moderne Wissenschaft: essen und trinken! Nur immer zu, mag daraus werden was will. O! die Materialisten! — Nun, für heute mag's hingehen, ich will ein Auge zudrücken, bis Sie fertig geworden sind mit all dem, was Louis auf Ihrem Teller aufgehäuft hat. (Olympia wollte eben ein winziges Flügelchen eines Rebhuhns zerlegen.) Aber wenn man morgen leidet und klagt, dann werde ich das Recht haben, ganz nach Belieben zu zanken; und ich werde mir's nicht nehmen lassen, hören Sie wohl?

Ich übernehme die Verantwortung für meine Handlungen, sagte Louis Céret ganz heiter; ich stehe

gut für meine Behandlung, und wenn die gnädige Frau morgen leidend ist, so möge man mich in die Cur nehmen.

Ah so, du machst dich über deinen Vater lustig? versetzte der Doctor, indem er mit seinen schnellsten und schärfsten Blicken das lächelnde Antlitz des Sohnes geißelte.

Und nun gratulire ich auch Ihnen, Frau Gräfin! Sie haben ihm während dieser langen Berathung wohl recht viel Schlimmes von mir gesagt?

Gehen Sie, Doctor, werden Sie nicht böse! Ich war unbesonnen, aber, falls Sie mir nicht gar zu sehr zürnen, ich kann es nicht bereuen; denn wahrhaftig, ich komme mir wohler, kräftiger vor. Der Spaziergang hat mir Eßlust verschafft; und endlich, ich war doch nicht so allein! es thut gar so wohl, wenn man einen Freund wiedergefunden hat!

Ich wußte es wohl, rief Louis stolz und strahlend. Was wußtest du? unterbrach ihn der Doctor, den Ausbruch seiner Wuth bekämpfend.

Ich wußte, liebster Vater, entgegnete Louis mit gewandter Verstellung, daß Ihre einsichtsvolle Behandlung der Frau Gräfin diesen Zustand natürlicher Ruhe bewirken würde, dessen wir uns heute erfreuen. Der schöne Tag, den wir soeben

verlebten, ist Ihr Werk, und nur aus Bescheidenheit wollen Sie den Erfolg nicht zugeben.

So? Ist das dein ganzes Wissen? erwiderte der Alte, fieberhaft auf seinem Teller trommelnd. Sehr guter Einfall, mein Junge!

Ja, ich errathe oft Vieles.

Oh! was hättest du denn noch errathen?

Nun denn, zum Beispiel, daß unser Streit die Gräfin ermüden könnte.

Ei, sieh da! was du für ein Doctor bist! Du setzest einen Streit voraus? Glaubst du etwa, ich sei im Handwerk ergraut, um auf meine alten Tage mein kahles Haupt deinem eitlen Lockenkopf gegenüber vertheidigen zu müssen? Du bist ein Säugling in der Wissenschaft und noch lange nicht entwöhnt; geh, mein Sohn, sauge noch weiter!

Mein verehrter Freund, sagte in einschmeichelndem Ton Frau von Fouchy, welche an dem Streite, der sich über ihre Gesundheit entsponnen hatte. Vergnügen fand, ich weiß zwar nicht, ob Herr Louis ein Gelehrter ist, oder ob er nöthig hat, zu seiner Amme nach Paris zurückzukehren, aber so viel weiß ich, daß er Ihrer würdig ist und Ihren Ernst, Ihren Scharfblick geerbt hat. Machen Sie ihn ohne weiters zum Mitschuldigen an meiner schlechten Behandlung, und wenn dieser

junge Säugling der Facultät getauft werden soll, wohlan, so will ich seine Pathin sein.

Schon recht so, versetzte mit nervöser Lustigkeit der alte Arzt, seinen Sohn mit den wildesten Blicken durchbohrend. — da ist das Taufbecken, und dieser Bordeaux soll als Weihwasser dienen. Neige dein Haupt, Sicambrier!

Doctor, Doctor, Sie sind ein Gotteslästerer, lispelte Olympia.

Soll ich die Recepte verbrennen, die ich geträumt habe, und die andern, die ich verbrennen möchte, wieder hervorsuchen? fragte mühsam lächelnd und traurigen Herzens Louis Céret.

Sieh da, Chlodwig der Eroberer! warf der Doctor hin, indem er eine übermäßige Heiterkeit zur Schau trug und mit lebhafter Geberde und großem Gelächter all seine Possen begleitete. — So ging das Gespräch eine Weile fort, spöttisch und herausfordernd. Louis fühlte sich aufgeregt bei dem Gedanken an den Kampf, der ihm bevorstand gegen seines Vaters Gewandtheit; allein sein Glaube war so mächtig, daß er ihn stählte und zum Kampf begeisterte. Er wiederholte sich im Stillen die feierlichsten Redewendungen und wappnete sich mit seiner ganzen Rechtlichkeit. Nichtsdestoweniger lachte er und gestattete sich Scherze, die ihm bei

jeder andern Gelegenheit kläglich erschienen wären; und während er äußerlich Freude und Lebhaftigkeit zur Schau trug, fühlte er sich im Innersten geängstigt.

Vater Céret befand sich in der heftigsten und zugleich kältesten Verzweiflung. Alle seine Berechnungen waren gestört, alle so klug angelegten Entwürfe von seinem Sohne zunicht gemacht. Es war schwer, Louis zu seiner angeblichen Lehre zu bekehren; ihn zu überzeugen, daß das Frau von Fouchy auferlegte Regime von der Vernunft und Erfahrung geboten sei; endlich diesen jungen spiritualistischen Arzt von seinen verhängnißvollen Eingebungen abzuwenden; hingegen sich durch die bloße Autorität in roher Weise aus der Schlinge zu ziehen, war doch zu gewagt. Der Vater erkannte in seinem Sohne eine Festigkeit, die zur Auflehnung werden konnte. Er wußte sich zärtlich geliebt, aber zugleich beargwöhnt, überwacht und ausgeforscht, und stöhnte innerlich ob dieser zärtlichen Bande, die er nicht zu zerreißen wagte und welchen er sich doch unbemerkt entwinden mußte. Inzwischen träumte Olympia einen schönen Traum. Das arme junge Weib glaubte an das Leben; in ihrer Brust und in ihren Blicken schien etwas von dem Sonnenschein dieses Tages zurückgeblieben; ohne sich von dem empfangenen Eindruck Rechenschaft zu geben,

wurde sie wieder jung und fröhlich, gegenüber dem fröhlichen jungen Manne. Die Gesundheit, durch die hohlen Augen und strengen Vorschriften des Dockers betrachtet, hatte ihr bisher nur Angst gemacht; nun aber kam sie ihr schön und lockend vor. Es war nicht mehr das blasse Gespenst in langen Gewändern, welches sie schweigend in den Alleen des Parkes herumführte; es war eine tolle, frohe Schaar rosenstreuender Engelchen, die sie unter ein kühles Laubdach zogen, um sie dort dem Glücke zu vermählen. Sie überließ sich auch ganz dem Gefühl der Dankbarkeit und ruhte darin aus; auf ihren blassen Lippen leuchteten Hoffnungsstrahlen, welche zwar zeitweilig durch des Doctors Murren getrübt wurden, aber immer wieder auftauchten durch die Kraft der Jugend und die Sehnsucht nach Auferstehung.

Nach Tische blieb man nicht länger beisammen. Ein Jeder fühlte das Bedürfniß allein zu sein. Frau von Fouchy, um sich von dem ersten Hoffnungsschauer zu erholen. Louis, um an seine Patientin zu denken, und Vater Céret, um neue Plane auszusinnen. Bevor jedoch Frau von Fouchy ihre Gäste entließ, reichte sie ihnen beide Hände, eine dem Vater, die andere dem Sohn.

Auf Wiedersehen, meine Herren, sagte sie; Sie kommen morgen Beide wieder. Sie wissen, Herr Louis, daß sich im Schloß eine recht schöne Bibliothek befindet; verschmähen Sie es nicht, darin herumzustöbern.

So recht, er soll sich also hier förmlich einnisten, unterbrach sie der Doctor brüsk; was wird man in der Nachbarschaft dazu sagen?

Olympia erröthete nicht bei diesem groben Ausfall.

Was Sie anbelangt, mein alter Freund, erwiderte sie, wenn Sie mir böse sind und mich verlassen, so zerbreche ich Ihre Fläschchen und werfe Ihre Recepte ins Feuer.

Thun Sie das nur, entgegnete der Doctor, possierlich mit seinem Stocke drohend, dann überlasse ich Sie sogleich der Behandlung dieses Baders.

Ein maliciöser, herausfordernder Gedanke flog verstohlen durch Olympia's Kopf.

Ich hätte nicht übel Lust, Sie beim Wort zu nehmen.

Da thun Sie Unrecht, Madame, entgegnete ernsthaft Louis Céret, welcher die Unfehlbarkeit seines Vaters selbst im Scherz nicht von Fremden

wollte angezweifelt sehen, wenngleich sie ihm selbst nicht mehr unzweifelhaft erschien.

Und warum Unrecht?

Weil ich noch Niemand zu heilen im Stande bin; ich muß noch lernen und studiren.

Wohl gesprochen, mein Junge, versetzte Vater Céret, dem diese Antwort geeignet schien, den Rückzug zu decken.

Mit diesen Worten trennte man sich, und Olympia erhielt das Versprechen eines Doppelbesuches für den nächsten Tag.

Louis und sein Vater gingen schweigend zum Dorf hinab. Nicht ein Wort wurde gewechselt. Der junge Mann blickte nach den Sternen und schien in deren Betrachtung vertieft. Der Doctor pfiff, während er mit dem Stocke auf die Kiesel des Weges schlug. Vor dem Eintreten ins Haus wagte Louis, der einige Male auf dem Punkt stand sich zu verrathen, die Frage: Sind Sie dessen gewiß, lieber Vater, daß Frau von Fouchy an einem Herzübel leidet?

Der alte Céret, gefaßt auf diese Frage, zuckte die Achseln und sah seinen Sohn an, indem er seine beiden Hände über dem Stocke kreuzte.

Und du, was glaubst du, gelehrter Doctor?

Ich, ich glaube, lieber Vater, daß die Gräfin nur an unbefriedigter Jugend und Langerweile krankt.

So? nun dann bin ich ein Esel!

Nicht doch, liebster Vater. Sie urtheilen lediglich mit der Wissenschaft und sehen nur die augenscheinlichen Störungen.

Ich sehe was zu sehen ist, und du bist ein Tollkopf. Noch einige Tage wie der heutige, und du hast mir tüchtig Arbeit verschafft.

Sie bestehen also auf dieser strengen Lebensweise und dieser unbarmherzigen Diät?

Lieber wollte ich meinen Namen verlieren!

Gott ist mein Zeuge, theuerster Vater, daß ich Sie nicht beleidigen wollte, aber warum haben Sie mir die Mittel gegeben, zu lernen und selbstständig zu urtheilen, wenn Sie meinen Fragen Nichts als den Respect und schuldigen Gehorsam entgegensetzen?

Du hast Recht. Ich habe da eine rechte Dummheit gemacht, dich studiren zu lassen!

Ich hoffe dessenungeachtet, Ihnen niemals Veranlassung zu geben, es zu bereuen.

Nach Belieben! Aber lasse dir nicht einfallen, gegen meine Vorschriften zu handeln! Du bist nicht zur Consultation hieher gekommen. Schlafe, lies, gehe spazieren, aber mich laß in Ruhe!

Inzwischen waren sie angelangt. Zum ersten Mal in ihrem Leben trennten sich diese beiden einander

zärtlich liebenden Männer, ohne sich zu umarmen, sogar ohne sich die Hand zu reichen.

Louis ging in sein Zimmer und verbrachte einen Theil der Nacht in furchtbarster Aufregung. Erst gegen Morgen schlief er vor Müdigkeit ein über seinem medicinischen Lehrbuch, das zwei schwere Thränen aufgesogen hatte.

Der Doctor war in einer entsetzlichen Laune beim Schlafengehen; er fluchte und lästerte; während der Bereitung des allabendlichen, seine Einbildungskraft beruhigenden Schlaftrunkes, rief er mit lauter Stimme:

Welch unseliger Einfall, Louis Arzt werden zu lassen! Gleichviel, der Junge ist nicht dumm, und seine Beobachtungen würden mich sehr unterhalten, wenn sie mich nicht so wüthend machten! Der Unglückselige, er wird Alles verderben!

V.

Sein oder Nichtsein.

Ein Kampf zwischen Vater und Sohn drohte hereinzubrechen. Schon am nächsten Tage begann derselbe, zwar nicht heftig und unverhohlen, aber dumpf, versteckt und behutsam; der Doctor, sonst so zurückhaltend mit seinen Vorschriften, fand nun ein pedantisches Vergnügen darin, sie schriftlich aufzusetzen. Er war sorgfältig darauf bedacht, Alles auszudrücken, Alles zu erklären; aber er bestand auf dem Regime, und die Gaben von Digitalis wurden keineswegs vermindert, sondern eher vermehrt, Louis litt furchtbare Qualen. In den ersten Tagen hatte er noch gezweifelt. Seine kindliche Liebe und die Gewohnheit, sich dem väterlichen Urtheil blind zu unterwerfen, hielten ihn von einer Untersuchung ab, die ihm andererseits von seinem Gewissen auferlegt wurde. Seine Bücher vermehrten nur noch die Zweifel. Er machte sich auf den Weg, um Frau von Fouchy zu besuchen, lief stundenlang im Freien herum mit der Fieberglut eines René, die unerbittliche Natur befragend, die das Geheimniß

Gottes ihm nicht verrathen wollte. Ein hoher Ehrgeiz stachelte ihn Tag und Nacht. Seinen Vater vom Festhalten an tödtlichem Irrthum abzubringen, die lebenswürdige junge Frau der Unvernunft eines unheilvollen Regimes zu entziehen und endlich vor seinem eigenen Gewissen die Würde der Wissenschaft und seines Vaters Ehre zu retten, dies war seine Aufgabe und sein Martyrium. Wenn er siegte, so sollte Niemand von seinem Triumph erfahren, nur vor sich allein und vor Gott hegte er diesen Ehrgeiz. Für sich allein und ganz insgeheim wollte er das Te Deum der Freude anstimmen; aber im Fall des Mißlingens wollte er auch allein leiden und, so dachte er, ewig an seinem Schmerze tragen. Als ein naives Gemüth, eine selbst in der Bedrängniß beneidenswerthe Gelehrtenseele, besaß er jenen köstlichen Glauben, welcher beim Künstler zum Streben nach dem Ideale wird. Wie viele berühmte Männer gab es unter seinen Lehrern, die in Irrthümern befangen gewesen, doch nie daran dachten, sie später zu berichtigen. Wie viele Morde sind vom Dünkel und der Unwissenheit verübt worden, unter den Augen gescheidter Praktiker, welche diese Morde weder verhindert noch angezeigt haben!

Louis Céret war auf die großen Entdeckungen vorbereitet, deren Morgenröthe wir erwarten und die uns neben und über dieser stofflichen, greifbaren Welt eine geistige enthüllen sollen. Ohne seine ernstesten physiologischen Studien wäre Louis Céret's religiöses und liebebedürftiges Gemüth dem Taumel des Mysticismus verfallen. Allein die Ueberzeugung eines ewigen Lebens begleitete ihn bei jeder Leichenschau; mit den medicinischen Regeln hoffte er gegen unbesiegttes, aber nicht für immer unbesiegbares Uebel anzukämpfen. Und wenn nun vollends die Umstände ihn mit einer jungen, anmuthigen und lebenswürdigen Kranken zusammenführten, in der er eine Jugendgespielin wiederfand, so wird man den Wissensdrang und den fieberhaften Eifer begreifen, womit er seine Forschungen betrieb. Allein er hatte nicht bloß sie zu retten; sein Instinct wie seine Beobachtung entdeckten ihm einen Feind gerade in dem Manne, der sein Verbündeter hätte sein sollen und der damit betraut war, dieses zarte Leben dem Tode abzurufen. Und diesem Manne, den er so sehr geliebt und gläubig verehrt hatte, dem mußte er nun als einem verblendeten, halsstarrigen Ignoranten mißtrauen!

Ah! rief er zuweilen aus, mit der Faust in den Haaren wühlend, warum mußte ich studiren?

heranwachsen? Habe ich Recht? Habe ich Unrecht? Welcher von uns Beiden bringt die arme Frau um? bin ich es, der diese matten, erschlaffenden Getränke fortschafft? ist er es, indem er sie nicht zum Leben erwachen läßt? Und Niemand diesen Zweifel anvertrauen können, nicht fragen dürfen! Und wenn mein Vater sich irrt, . . . wie oft hat er sich dann schon geirrt?

Louis kam so weit, daß er in seinem Vater den verderblichen Dämon des Landes erblickte. Sein überspanntes Feingefühl trieb ihn in Allem zum Aeüßersten, so daß er sich scheute, am Friedhof vorüber zu gehen, aus Furcht, gar zu viele frische Gräber dort erblicken zu müssen.

Täglich ging er aufs Schloß. Olympia empfing ihn stets mit unbefangener Freude, als hätte sie verstanden, was in ihm vorging. Wenn sie ihn begrüßte, schien sie sagen zu wollen: Ich bin jung wie du; bei deiner Jugend beschwöre ich dich, die meine zu beschütze. Mach mich gesund und führe mich weit weg von hier! Und Louis, von so viel Anmuth zugleich schmerzlich gerührt und entzückt, gebrauchte tausend Kriegslisten, um die Kranke vom Wege des allzustrengen Gehorsams gegen seinen Vater abzulenken. Er hütete sich jedoch, ihren Verdacht zu wecken. Seine Pflicht als Sohn, wie

seine Pflicht als Arzt gaben ihm die unerhörtesten Ausflüchte ein. Wie zufällig kam er immer zu den Stunden des Einnehmens und wußte geschickt die Arznei durch Erzählen oder Vorlesen zu ersetzen. Während der Besuche seines Vaters hielt er sich im Park versteckt, und sobald jener das Schloß verlassen hatte, trat er unter dem Vorwande ein, die Ausführung der väterlichen Verordnung zu überwachen. Er forderte zu weiten Spaziergängen auf und unterhielt lange Gespräche, womit die Zeit todtgeschlagen und Arzt wie Arznei vergessen wurde.

Der Doctor verschluckte seinen Zorn. Er fühlte sich versucht, seinem Sohne die Thüre des Schlosses zu verbieten. Er wußte sich beargwöhnt, und so fühllos er auch sonst war, hier fühlte er sich schmerzlich in dem einzig verwundbaren Punkt getroffen; in der väterlichen Liebe. Schweigsam, ironisch, in seinen geringfügigsten Aeüßerungen verletzend, war er ebenso aufgelegt, seinen Sohn zu prügeln als ihn zu umarmen; allein durch all diese Widersprüche hindurch arbeitete er an seinem Werke fort. Mit gleichmäßigem Schritt ging er, furchtbar wie das Verhängniß, auf sein Ziel los, und niemals zitterte seine Hand, wenn er allabendlich der Gräfin die Phiole reichte, welche den Termin des von

Solignac unterschriebenen Scheines um einen Tag vorrückte. Wie Louis XI. vor der heiligen Jungfrau, so betete dieser alte Ungläubige vor der heiligen Million und weihte ihr sein Verbrechen, das ihm durch die Größe des Gewinnes hinreichend gerechtfertigt erschien.

Wenn ich fertig bin, murmelte der Alte, mag Louis nach Belieben disputiren, dann kann ich dem lieben Jungen mit Vergnügen Recht geben.

Eines Tages kam Louis mit etwas weniger traurigen Gedanken aufs Schloß. Er hatte berechnet, daß die Widerstandskraft der scheinbar so schwächlichen Natur der Gräfin doch ausreiche, um über das unheilbare Vorurtheil seines Vaters zu siegen. Denn da die Gräfin dem übertriebenen Gebrauch der calmirenden Mittel bis jetzt nicht erlag, so mußte sie offenbar daran gewöhnt sein und trotz der Unwissenheit ihres Arztes wieder zum Leben erwachen. Sein Vater müßte der einfältigste Charlatan, der verrückteste Empiriker sein, um schließlich noch länger die augenscheinliche Thatsache zu läugnen, und es würde ein Moment kommen, vielleicht war er sogar nahe, wo der alte Céret die Kurzsichtigkeit seiner Vorschriften erkennen würde. Unter dem belebenden Einfluß dieser seltsamen Hoffnung betrat Louis das Schloß.

Olympia's Anblick entsetzte ihn. Unweit des Salonfensters lag sie mit herabhängenden Armen und feuchter Stirn im Fauteuil ausgestreckt, die bleichen Lippen halb geöffnet, mit irrend umnachtetem Blick; er hielt sie für sterbend. Wie glühendes Eisen durchzuckte bittere Reue die Brust des jungen Mannes. Er sank zu ihren Füßen nieder und erfaßte ihre Hände mit dem Ausdruck innigster Hingebung.

Verzeihung! Verzeihung! flüsterte er leise.

Olympia erzitterte, als sie den lebendigen Hauch der Liebe und Jugend so nahe fühlte.

Ah! Sind Sie es? Herr Louis, sagte sie ihm, konnte aber nicht weiter sprechen. Louis klingelte heftig, ließ alle erdenklichen herzstärkenden Mittel herbeischaffen und bot eine halbe Stunde lang sein ganzes Wissen auf, um diesen reizenden, beinahe erstarrten Körper wieder zu beleben, und die nur noch auf den Lippen der Kranken flatternde Seele zurückzurufen. Es lag in der Energie, die er entfaltete, um dem Tode sein Opfer zu entreißen, ebenso viel Grimm und heiliger Zorn als Mitleid. Wie ein Mord erschien ihm jetzt die Lauheit, mit der er gegen seinen Vater gekämpft.

Ich bin ein Feigling, sagte er jedesmal zu sich selbst, wenn er Olympia's Fauteuil verließ. Was ist die Wahrung der Ehrfurcht und des Familienglückes

gegen das Bewußtsein erfüllter Pflicht? Und ganz begeistert von dieser edlen Empörung, holte er die Tags zuvor von seinem Vater gebrachten Fläschchen, zerbrach und verschüttete sie und bereitete nunmehr eigenhändig den Trank, den er nachher zitternd der Gräfin zum Munde führte. Endlich rötheten sich allmählich die Lippen der Kranken; dies war ein gutes Zeichen. Das Herz begann gleichmäßiger zu schlagen, die Krise nahte ihrem Ende. Louis war vor Olympia auf die Kniee gesunken und harrte ängstlich auf ihr Erwachen.

Gerettet! gerettet! rief er wie außer sich, als es ihm klar ward, daß er wenigstens für dieses Mal das Uebel besiegt hatte.

Olympia hörte oder vielmehr errieth ihn. Sanft drückte sie ihm die Hand und sprach, indem sie ihn mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit ansah:

Ich wußte es wohl, daß Gott Sie gesandt hat, mich zu retten; Sie sind der Engel des Lichtes, den ich erwartete.

Louis winkte ihr, ruhig zu bleiben, in der Meinung. Frau von Fouchy sei aus der gefährlichen Starrheit nur halb erwacht und spräche zu ihm im Träume oder in Hallucination. Es folgten einige Augenblicke lautlosen Anschauens; unbeschreibliche, gefährliche Momente! Olympia betrachtete den schönen ernst

jungen Mann, dessen schwermüthiges Antlitz von einer unsterblichen Hoffnung verklärt war. Er war es ja, der die eisigen Schatten bannte, die so schwer auf ihr gelastet. Er, der Verkünder des Heiles; der Freund der Kindheit, welcher die einst mit ihm entflohene Freude und Jugend wieder aufs Schloß zurückbrachte. Nie hatte sie Louis' tiefen Blick so wohl verstanden; noch nie hatte sie seine Herzensgüte, seinen Muth und sein Genie auf dieser offenen Stirn, diesen wohlgeformten Lippen und der ganzen Harmonie des Gesichtes so deutlich gelesen. Was den jungen Arzt betrifft, so glaubte er sich ganz bei seiner Mission; er betrachtete Olympia mit dem Gefühl eines eifersüchtigen Künstlers, der nicht zugiebt, daß eine profane Hand das Werk seines eignen Meißels fortsetze. Ich habe diese Wangen wieder geröthet, dies Lächeln auf den erblaßten Lippen wieder wach gerufen; diese ganze zartbeseelte Anmuth ist mein Werk und gehört mir allein. Die Muse der Heilkunde hatte sich ihm bis dahin noch nicht geoffenbart; nun erkannte er mit Entzücken, daß sie weit schöner und lieblicher sei, als er jemals geträumt hatte, und glaubte sich durch dies Erlebniß beim Beginne seiner Laufbahn von der Hand einer gottgesandten Freundin ganz besonders geweiht. Glücklicher Aberglaube! Die beiden jungen

Menschen waren so ahnungslos, ihrer Liebe so unbewußt, und doch hätte der Eine, aus zärtlichem Mitleid, in aller Unschuld die reizende Patientin an sein Herz, an seine Lippen gedrückt, wenn er es nur gewagt hätte, — und die Andere, dankerfüllt, wie sie war, würde sich auf einen Wink in die Arme des himmlischen Freundes geworfen haben, an den sie im Herzen Dankgebete richtete, die nur Gott allein gebühren. Der leise Klang der Uhr weckte die Beiden plötzlich aus ihrer Entzückung auf.

Jetzt wird der Doctor kommen, bemerkte lächelnd mit leuchtenden Zügen und innig gerührt die Genesende. Wie wird er Ihnen danken, daß Sie ihn so gut vertreten haben!

Louis zuckte zusammen, allein er fühlte sich wie von einer diamantnen Rüstung umgeben. Des nahen Kampfes eingedenk, verbarg er sorgfältig seine Erregung. Dann verließ er, unter dem Vorwand seinem Vater entgegen zu eilen, den Salon.

Es war hohe Zeit. Der alte Céret zog trällernd an der Glocke des Gitters, als Louis den Fuß auf die erste Stufe der Vortreppe setzte.

Vorwärts! rief der Doctor beim Anblick seines Sohnes, »mein Freund Pierrot«,¹ öffne mir das Thor, — im Namen der Facultät!

Louis, ernst und blaß, öffnete hastig und legte dann seine Hand auf den Arm des alten Doctors, der sich dem Schloß zuwandte.

Wollten Sie die Güte haben, mein Vater, mich zwei Minuten lang anzuhören?

Auch drei sogar, wenn du willst, aber nicht mehr, denn ich habe es heute sehr eilig.

Sie gingen einige Schritte nach einer Seitenallee, die zu einer Fontäne führte.

Lieber Vater, hob Louis Céret mit etwas gepreßter Stimme an, indem er gewaltsam seine Aufregung zu bemeistern suchte, beharren Sie immer noch bei dem Glauben, daß Frau von Fouchy an einem Aneurysmus leide?

Schon wieder! Wirst du denn niemals aufhören?

Ich glaube eben, daß Sie sich irren, lieber Vater, und es ist meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen.

Es ist deine Pflicht, zu schweigen und mich in Ruhe zu lassen. Ich weiß, was ich thue; aber ich gestehe, daß ich es nicht immer gewußt habe; an dem Tage zum Beispiel nicht, wo ich dich nach Paris brachte, um Medicin zu studiren.

An jenem Tag hatten Sie eine glückliche Eingebung. Mein Wissen ist sicher ein sehr geringes, aber meine Studien haben mir die Wichtigkeit des

Berufes, dem ich mich widme, geoffenbart und die Verantwortlichkeit, die der Arzt vor Gott und Menschen auf sich nimmt.

Und du meinst, ich hätte gegen Gott und meine Patientin gesündigt?

Ich bin überzeugt, lieber Vater, daß, im Eifer für eine Kranke, die Ihnen lieb ist, Sie das Uebel und in Folge dessen auch die Behandlung übertrieben haben.

Ei, sieh doch! Du verzuckerst die Pille keineswegs; auf diese Weise bin ich ein Ignorant!

Wir sind alle fehlbar, sprach Louis leise, von dem wachsenden Zorn seines Vaters eingeschüchtert, aber nicht entwaffnet.

Nun denn, so sollst du erfahren, daß ich es nicht bin! entgegnete sehr energisch der alte Doctor; ich sehe, was ich sehen soll, und kenne zur guten Hälfte die Geheimnisse des Schicksals.

Also, mein Vater, Sie haben die Ueberzeugung, daß hier eine Hypertrophie des Herzens vorliegt, und um diese herabzustimmen, verordnen Sie eine so unerbittlich strenge Diät?

Ah, du stellst ja ein förmliches Examen mit mir an!

Gut denn! sagte ironisch der alte Arzt. So laß uns die Sache durchsprechen. College, da du schon im vollen Zuge der Pedanterei bist. Ich setze voraus, daß

du nicht um einen Vorwand verlegen warst, die Brust der Gräfin mit der Hand zu berühren; hast du dabei nicht ein heftiges Pochen gefühlt, armer Tropf? Ist deine Schülerhand nicht durch einen kräftigen Stoß erschüttert worden? Nun gut, so nenne mir doch ein anderes Mittel, diesen Aufruhr zu dämpfen, als Aderlässe, strenge Diät, Eis, gänzliche Unbeweglichkeit und marmorgleiche Ruhe? Hatte ich Unrecht, Digitalis in steigenden Dosen zu, geben, bis dieses unbändige Herz endlich auf dreißig oder vierzig Schläge in der Minute herabgebracht war? Aber das ist noch nicht Alles; ich bringe heute zum Ueberfluß einige Körnchen Opium mit, und du wirst sehen, ob diese nervöse Organisation sich nicht endlich doch beruhigt.

Liebster Vater, warum ziehen Sie immer nur die äußern Merkmale in Betracht? Wenn das Herz so heftig unter der Hand pocht, ist dies nicht bei allen Schwächezuständen ebenso? Bei der Anämie, der Chlorose? Schlägt dieses arme Herz nicht eben darum so stark, weil es den darbenden Organen eine belebende Blutspende zuführen will? Dieses Hämmern ist nervös; kein organischer Fehler liegt vor. Wenn man das Ohr hält, vernimmt man nicht das feilende oder sägende Geräusch, wie bei der Verengerung der Herzkammer, sondern man hört nur

einen Hauch, ohne schrillen Ton, und dies ist das Symptom der Blutarmuth. Sie nennen mich einen Pedanten, Vater? Meinetwegen. Ich will Sie durch Vernunftgründe überzeugen, nicht durch den Glauben. Beobachten wir bei den Hauptpulsadern nicht jenes säuselnde Geräusch, das die Folge der Bleichsucht, aber nicht eines wirklichen Herzleidens ist? Schlägt denn der Puls unregelmäßig? aussetzend? Deutet er auf ein Hinderniß in der Circulation? Ist die Lunge verstopft wie bei schweren Herzfehlern? Fahren Sie in dieser Weise fort, lieber Vater, so werden Sie eine Krankheit entwickeln, die bei entgegengesetzter Behandlung in wenig Tagen gehoben wäre.

Mit spöttischer Aufmerksamkeit hörte Vater Céret seinem Sohne zu. Tiefe Bosheit und väterliche Befriedigung sprachen gleichzeitig aus seinen Augen. Die junge Weisheit seines theuren Louis erfüllte ihn mit Stolz, und was er auch immer für geheime Gründe haben mochte, seine Behandlung einer eingehenden Prüfung zu entziehen, so war er doch zu sehr Arzt, um nicht ein wenig der Versuchung des Discutirens zu unterliegen. Weit entfernt, dem Streite auszuweichen, gefiel er sich darin, ihn fortzusetzen.

Das sind die Früchte der neuen Schule! rief er aus. Man will über die sichtbare Erscheinung

hinaussehen, und je schlagender sich Etwas unseren Sinnen darthut, desto weniger wollen wir daran glauben! Ich habe gesagt und bleibe dabei, daß die antiphlogistischen Mittel als: verdünnte Milch, schleimige Getränke, Aderlässe und die wunderbare Digitalis keineswegs zu stark sind bei dieser Ueberfülle des Herzens. Wie! du kannst wirklich noch an einem Aneurismus zweifeln?

Ich zweifle nicht, lieber Vater, entgegnete lebhaft der Sohn, daß Sie mit diesem System es dahin bringen werden, die Krankheit, die Sie zu heilen vorgeben, wirklich hervorzurufen. Es ist nichts als ein einfaches Nervenleiden; Sie werden ein Herzleiden daraus machen. Sie haben Recht, aber zu früh; das ist Alles.

Ah so, du hältst mich für einen Dorfbader?

Nein, lieber Vater, ich vertraue auf Ihre Wissenschaft, aber ich fürchte die Doctrin. Lassen wir die Erörterungen und gehen wir hinein. Ich habe Frau von Fouchy in einem Zustande gefunden, der Sie entsetzt hätte. Ich habe es gewagt, Ihre Verbote zu überschreiten, und herzstärkende Mittel haben ihr
...

Was hast du gethan, Unglückseliger! rief der Doctor aus, dessen Gesicht todtenbleich wurde und der sich gar nicht mehr zu fassen wußte.

Meine Pflicht.

Deine Pflicht ist Gehorsam und Respect gegen mich!

Meine Pflicht ist. Diejenigen zu retten, die in Todesgefahr schweben!

Gefahr? du rufst sie herbei. Die Gräfin ist verloren. Sie muß an einem Herzleiden sterben . . . und wird auch daran sterben.

Vater Céret war in einer furchtbaren Aufregung und nicht mehr Herr seiner selbst. Der Widerspruch, die Schande, gerade in den Augen des einzigen Zeugen, auf den es ihm ankam, für einen Ignoranten zu gelten, brachte unwillkürlich das Geheimniß über seine Lippen. Er war auf dem Punkte, Alles zu gestehen; denn lieber wollte er noch gefürchtet, als bemitleidet werden.

Die Haltung seines Sohnes beschwichtigte ihn plötzlich.

Louis, der einen solchen Eigensinn auf wissenschaftlichem Gebiet gar nicht begreifen konnte, fühlte sich von einem unbestimmten, seltsamen Verdacht erfaßt. Er betrachtete diesen Greis, den er bisher mit einer so heiligen und innigen Neigung geliebt hatte, und fühlte etwas wie ein Gespenst sich zwischen ihn und seinen Vater drängen. Der feste, entschlossene Blick des Doctors

erschreckte ihn. Es lag mehr als Fanatismus in diesem Zorn, und die Argumente des alten Céret waren zu augenscheinlich unhaltbar, um einem so gelehrten Practicus genügen zu können. Es graute Louis vor seinem eigenen Gefühl. Das Blut drängte sich ihm zum Herzen, er erblaßte, schwankte und wäre beinahe ohnmächtig geworden. Vater Céret verstand Alles, und der Schauer, welcher ihn jetzt kalt durchrieselte, war doch noch eine menschliche Regung. Zum ersten Male ward dieser gottlose Mann in seinem Innern erschüttert; das Gefühl, dem einzigen Wesen, das er auf der Welt liebte, verdächtig zu sein, erweckte in ihm eine dunkle Vorstellung von Gott und Gewissen.

Louis, mein Junge, was ist dir denn? fragte er ihn.

Nichts, nichts, lieber Vater, erwiderte Louis, zurückweichend, als fürchtete er, die ihm entgegengestreckte Hand zu berühren.

Armes Kind, du taugst nicht zu langen Discussionen, sagte der alte Arzt, indem er zu lachen versuchte. Du hast nicht gemerkt, daß ich mir einen Spaß mit dir machte und deine junge Logik auf die Probe stellte.

Louis sah statt aller Antwort seinem Vater eine Secunde lang fest in die Augen. Céret erröthete wie ein auf der That ertappter Schulknabe. Der Mann,

dessen Selbstbeherrschung einem gewöhnlichen Zeugen gegenüber unerschütterlich war, der Herrn von Solignac mit solcher Unverschämtheit behandelt hatte, fühlte sich jetzt wehrlos und verwundbar vor seinem Sohne. Ihm war unbehaglich zu Muth, und er fand kein spottendes Wort, das seine Verlegenheit verbergen konnte. Er machte eine Bewegung, um sich gegen das Schloß zu wenden.

Gehen Sie nicht hin! gehen Sie nicht hin! rief Louis beinahe unwillkürlich.

Vater Céret runzelte die Augenbrauen und biß sich die Lippen. Sein Versehen war nicht wieder gut zu machen. Von nun an hatte er einen Richter an seiner Seite.

Du hast zu viel Eigenliebe, mein Junge, sagte er mit einem sonderbaren Lächeln; du fürchtest, ich gehe dir heute ins Gehege. Wie du willst! Ich will ein loyaler College sein. Frau von Fouchy geht gut, das ist die Hauptsache; so laß uns nach Hause gehen.

Und indem er etwas gewaltsam den Arm seines Sohnes unter den seinigen nahm, zog er ihn, der fortwährend schwankte und strauchelte, nach Hause. Kaum angelangt, machte sich Louis mit einer Haft los, die geradezu Abscheu verrieth.

Du fieberst, mein guter Louis; ich lasse dich nicht allein zu Bett gehen, sagte der alte Céret mit

süßlicher Stimme. Ich werde dich führen.

Und er entkleidete seinen Sohn und brachte ihn selbst zu Bett; dieser ließ Alles mit sich anfangen und schien kaum mehr zu leben. Den ganzen Tag, den Abend und einen Theil der Nacht wachte der Alte bei ihm; Louis lag im Delirium. Der Doctor schüttelte den Kopf; aber gegen Mitternacht befühlte er den Puls und die Stirn.

Es wird Nichts sein, brummte er, die Krisis ist vorüber.

Dann ging er hinunter und zu Bette. Sobald er allein war, schämte er sich seiner Schwachheit.

Ich hätte vielleicht besser gethan, Niemand zu schonen, aber dieser Teufelsjunge mit seinen Mädchenaugen brachte mich ganz außer Fassung. Es ist keine Zeit zu verlieren!

Einige Minuten später löschte er das Licht aus, wobei er die passende philosophische Bemerkung machte, wie ärgerlich es sei, daß man das menschliche Leben nicht eben so ausblasen könne wie ein Licht.

VI.

Das Gegengift.

Es war kein Wunder, wenn Louis sich unwiderstehlich zu einem schrecklichen Verdacht hingezogen fühlte. Seit seiner Rückkehr hatte der junge Arzt die Krankheit der Gräfin so häufig beobachtet und studirt; er war in dieser Hinsicht zu einer so vollständigen, unerschütterlichen Ueberzeugung gelangt, daß ihm nur die Alternative blieb, seinen Vater für verrückt oder für schuldig zu halten. Nun war aber der cynische Geist des alten Céret niemals rühriger und lebhafter gewesen, und vermöge eines psychologischen Phänomens, das bei leidenschaftlichen Naturen nicht ungewöhnlich ist, fühlte sich Louis in seiner Bestürzung über den crassen Materialismus und die grausame Fühllosigkeit seines Vaters geneigt, demselben jede moralische Gesunkenheit zuzutrauen. Des alten Céret Zorn, sein Benehmen und gewissermaßen eine innere Offenbarung brachten ihn auf die Spur; allein sobald er den Fuß auf diesen Schmerzensweg gesetzt hatte, schreckte er doch wieder zurück, und qualvolle

Zweifel bemächtigten sich seiner. Nicht genug, daß die wissenschaftliche Autorität seines Vaters in Frage gestellt war, er mußte auch in seinem einzigen Freunde einen Verbrecher erblicken, einen Frevler an Recht und Sittlichkeit. Welch tiefer Sturz! Welch unheilbare Wunde! Allein sobald Louis nach dem Beweggrunde dieses Verbrechens forschte, verlor er sich in Vermuthungen. Als er am Morgen nach jener Scene im Park, nach einer fieberhaften Nacht die Augen öffnete, glaubte er noch einen Augenblick, all dies nur geträumt zu haben. Er wollte für den vatermörderischen Verdacht um Verzeihung bitten; allein dieser Betrug seines eignen Herzens verschwand sehr rasch, und die beängstigende Wirklichkeit mit all ihren Kämpfen erfaßte ihn noch heftiger, als Tags zuvor. Was war zu thun? Den Vater einschüchtern und ihn zum Rückzug zwingen, war sein erster Gedanke. Es gehörte Heldenmuth zu diesem Entschluß, aber gerade dies reizte ihn.

Er wagt es nicht, sobald er sieht, daß ich Alles weiß, sagte er sich beim Ankleiden. Er verachtet die Welt, aber von mir möchte er nicht verachtet sein.

So trat er denn blaß, aber unerschütterlich entschlossen vor seinen Vater, welcher eben sein Wägelchen besteigen wollte, um seine tägliche Runde zu machen.

Ich wünsche mit Ihnen zu sprechen. Vater, begann er feierlich.

Ah, fangen die medicinischen Erörterungen schon wieder an? fragte der Doctor grinsend.

Louis antwortete nicht. Er folgte seinem Vater in dessen Cabinet, mit der klaren Erkenntniß, wie schwer seine Aufgabe sei und daß er schwerlich die nöthige Kraft haben würde, diesen unbeugsamen Alten niederzuzwingen. Aber trotzdem sagte er, sobald sie allein waren:

Vater, es sind Dinge zwischen uns vorgefallen, über welche ich nicht richten will, die mir aber eine ernste Pflicht auferlegen. Wir sind verschiedener Meinung in einer Frage über Leben und Tod. Sie werden es billigen, daß ich, um geistige Freiheit und Sammlung zu finden, dieses Haus verlasse. Ich hätte Sie gern überzeugt, es gelang mir nicht; so bleibt mir nur nach übrig. Sie zu retten, indem ich Frau von Fouchy rette. Ihr Wissen hat sie verurtheilt (und Louis legte besondern Nachdruck auf dieses Wort), mein Gewissen will sie retten. Darum wundern Sie sich nicht, mich Ihnen im Wege zu finden.

Was soll diese Einmischung heißen? Wer hat dich dazu beauftragt? Ich habe dir bewiesen, daß meine Behandlung . . .

Halten Sie ein, lieber Vater, wir wollen den gestrigen Streit nicht wieder aufnehmen, er könnte uns Beide verrathen!

Was willst du damit sagen?

Daß ich meine Geheimnisse habe, wie Sie die Ihrigen, und daß wir wünschen müssen, dieselben für uns zu behalten.

Also du erklärst mir offen den Krieg? . . . Geh, laß mich machen; kehre nach Paris zurück und verlange nicht zu wissen, was ein Mann, der dich liebt und dein Glück will, für dich träumen oder unternehmen könnte.

Sprechen Sie mir nicht von Ihrer Liebe, mein Vater; lassen Sie einen Stillstand in unserem Leben eintreten. Lassen Sie uns einige Zeit fremd für einander sein, oder besser, wie Sie spottend gesagt haben, Collegen. An dem Tage meines Sieges werde ich Sie kniefällig um die Freundschaft und Liebe bitten, deren ich so sehr bedarf. Bis dahin mögen Sie mir verzeihen, wenn ich meine Pflicht über meinen Gehorsam stelle.

Louis brachte diese Worte nur mühsam heraus; der alte Céret sah ihn mit einem Gemisch von Aerger und zärtlicher Bewunderung an. Dieser fürchterliche Mensch war stolz auf einen so edlen, makellosen, gefühlvollen Gegner und bereute bitter die schwache

Viertelstunde, welche den Kampf zwischen seinem Sohn und ihm unvermeidlich gemacht hatte.

Wenn deine Auflehnung nicht zugleich ein Vaternord wäre, könnte ich dich dafür küssen, du armer Thor, entgegnete Vater Céret, denn das Rebelliren steht dir wirklich ganz reizend. Aber nun ist's genug der Kindereien. Ich bin dein Vater, dein Herr, dein Vorgesetzter; halte Schritt, wenn du mir folgen willst, oder reiße aus und begieb dich wieder in deine Schule.

O Mutter! Mutter! rief Louis aus, ein Schluchzen unterdrückend.

Es handelt sich nicht um deine Mutter, sondern um deinen Vater, den du zum Märchen der Umgegend machen willst . . . Ich weiß nicht, was für Ideen du dir in den Kopf gesetzt hast; es ist überhaupt nicht gut mit dir spaßen; von jetzt an spreche ich denn auch, im vollen Ernst. Ich verantworte meine Kranken vor ihrer Familie und vor meinem Gewissen. Du bist weder die eine noch das andere; laß also dahin gestellt sein, was du nicht weißt, und fasse dich in Geduld.

Aber wenn ich nun nicht warte! Wenn ich aus Abscheu vor mir selbst in mir den Sohn strafe, den Sohn eines . . . wenn ich mich tödte!

Damit hast du dann nur bewiesen, daß es unter den Medicinern Selbstmörder giebt; aber niemals, daß ich Unrecht hatte. Frau von Fouchy als herzleidend zu behandeln. Unsinniger! Bildest du dir ein, das letzte Wort der Wissenschaft zu kennen? Woher weißt du denn, daß ich im Irrthum war? Mit welchem Recht, du neugebackener Schüler, willst du mich richten? Gieb dich zufrieden, Rekrut, und überlaß das Weitere deinem General.

O sprechen Sie nicht von der Wissenschaft!

Ich habe jetzt keine Zeit zum Plaudern, mein Junge; wenn du Lust hast, können wir das Gespräch heute Abend fortsetzen.

Wohin gehen Sie, lieber Vater?

Zu meinen Kranken, und übers Schloß kehre ich zurück.

Sie werden mich dort finden.

Das verbiete ich dir. Die Gräfin würde sich nur vor deinem aufgeregten Aussehen fürchten. Du würdest mir die Praxis bald genug ruiniren, wenn ich dich gehen ließe.

Hören Sie, mein Vater, erwiderte Louis, der Entschluß und Kraft in sich sinken fühlte, ich erbitte mir nur Eine Gunst. Gewähren Sie mir diesen einzigen Tag . . . nur einen Tag Aufschub! Sehen Sie, keinen Fuß ins Schloß; einen Tag, einen einzigen Tag

nur Frist! Ich werde nachdenken . . . heute Abend werde ich gewiß vernünftiger sein.

Es liegt dir also sehr viel daran? Ich bin wieder zu nachgiebig! aber gut also! ich werde nicht aufs Schloß gehen,

Sie schwören mir's?

Was! du mißtraust mir?

Indem Vater Céret so sprach, nahm er eine majestätische, traurig groteske Haltung an.

Nein, ich glaube und danke Ihnen, sprach Louis gedrückt.

Vater Céret setzte sich in Bewegung.

Einige Augenblicke nachher fuhr der Wagen aus dem Hof, und der alte Doctor beugte sich, als er an den Fenstern seines Arbeitszimmers vorüberfuhr, noch einmal hinaus, um seinen Sohn zu erblicken und ihm freundlich zuzuwinken,

Als sich Louis allein befand, betrachtete er mit Grauen die Wände dieses Hauses, das er so sehr geliebt, so oft in der Erinnerung gesegnet hatte. All die trauten Gegenstände, die Möbel, diese alten Freunde seiner Kindheit, nahmen Theil am Verbrechen seines Vaters und waren mit ihm entehrt. Ein tiefer Abscheu ergriff ihn. Die Selbstmorddrohung, welche er als Argument, in den Wortwechsel geschleudert hatte, erhob sich wieder

vor seinem Geiste mit verführerischer Gewalt. Sterben! Das hieße ja nur Gott und seiner Mutter eine Liebe unentweiht zurückbringen, die der Lästerung zu verfallen drohte. Sterben! Das hieße, vor dem Greise, der ihm einst heilig war, fliehen, ohne ihm zu fluchen; bewahren, was ihm an Illusionen noch geblieben war; der Muse der Wissenschaft, die ihm so hohe und edle Freuden verheißen, keusch und unentweiht Valet sagen! Das hieße der Schande entrinnen, vielleicht ein Verbrechen vereiteln! Würde der Arzt, der seinen Sohn so sehr liebte, nicht in dessen Tod die strafende Hand Gottes erkennen? Würde er den gräßlichen Muth zu seiner Frevelthat behalten? Ach! der Sohn kannte seinen Vater gar wohl. Dieser Mann, der so kalt war wie Erz, so exact wie eine Ziffer, hatte sich nie hinreißen lassen. Er war weder Spieler noch Wüstling, und dieser eisige Wahnsinn entsprang aus keiner plötzlichen Erregung. Wäre Louis todt, so würde der Alte über seine Leiche hinwegschreiten, um sein Ziel zu erreichen. Nutzlos, würde der Selbstmord zur Feigheit. Das hieße Olympia verlassen, um sich selbst den Qualen des Kampfes zu entziehen. Nein, er mußte leben, seine Thränen verwinden und gleichfalls Stoiker werden, um offen und unerbittlich diesem abscheulichen Plan entgegen zu treten. Aber in der Ausführung häuften

sich erst recht die unüberwindlichsten Schwierigkeiten.

Oh! dachte er mit heiligem Ingrimm, weder sterben noch tödten können! Keine Waffen haben und nicht einmal den Muth, sich welche zu wünschen! Ich bin wie ein durch das Beichtgeheimniß geknebelter Priester. Wenn ich schweige, werde ich Mitschuldiger; wenn ich rede, handle ich gottlos und frevelhaft gegen meinen Vater! Wer sagt mir, ob ich zum Ungeheuer werde oder zum Helden, wenn ich die kindliche Liebe dem Menschenwohl opfere und eine Fremde rette, indem ich meinen Vater preisgebe?

Louis hielt es daheim nicht aus. Er ging fort; aber wohin sollte er gehen? Von fern erblickte er die Bäume des Parks, welche den Horizont begrenzten. Dort hätte er hineilen mögen, sich vor das Schloß stellen, das Gefängniß bewachen, dessen schuldloses Opfer vielleicht eben seiner gedachte und sich über sein Wegbleiben wunderte. Da erscholl die Dorfglocke; man läutete zur Messe. Louis erbebte; diese Stimme schlug an sein Herz. In Paris hatte er sich der allgemeinen Regel, nämlich dem religiösen Indifferentismus gefügt; es war lange her, daß er nicht auf den Knien gelegen und mit sich über den Rest seines Glaubens zu Rathe gegangen war. Diese

Glocke jedoch erklang plötzlich wie ein guter Rath, wie eine letzte schmerzliche Ermahnung.

Louis fühlte eine brünstige Andacht in seinem Herzen und ging zur Kirche hinan. An der Schwelle fiel es ihm ein, daß er dieses feuchte, bemoos'te Gemäuer seit dem Tode seiner Mutter nicht betreten hatte. Er erinnerte sich der Thränen, mit welchen er damals diese Stufen überschritten; noch sah er im Geiste die Todtengräber, wie sie mit dem Sarge auf den Achseln langsam vorwärts schritten. Damals war er mit verzweiflungsvollem Herzen dem Sarg gefolgt; heute hätte er es als Erleichterung empfunden, hinter einem zweiten herzugehen. Die Kirche war fast leer. Einige alte Weiber schleiften mit ihren Holzschuhen über die lockeren Steinplatten hin. Der Pfarrer trat an den Altar und murmelte den Introitus. Des Sacristans tonlose Stimme antwortete. Louis beneidete diesen bescheidenen Gehülfen um seine Function. Er hätte gewünscht, an der heiligen Handlung Theil zu nehmen, selbst zu ministriren. Mit Eifersucht betrachtete er den alten Priester, der so friedlich und ruhig den Kelch zurecht stellte und sich anschickte, die Hostie zu brechen, Seine Lippen lechzten nach dem heiligen Brode; er fühlte das Verlangen, Gott in sich aufzunehmen. Hinter einem Pfeiler auf beide Kniee niedersinkend, erleichterte

Louis sein Herz, indem er lange betete; es fielen ihm die Gebete wieder ein, die seine Mutter ihn gelehrt hatte; er mußte sich zuweilen auf die Worte erst besinnen, Dann zerstreuten ihn düstere Vorstellungen. So oft ein schwacher Sonnenstrahl beim Oeffnen der Thüre in das Kirchenschiff einfiel, wendete er sich erschrocken um, ob nicht eine Bahre hereingetragen und der Todtengesang angestimmt würde. Er hätte seinen Vater mit magnetischer Seelenkraft herbeiziehen mögen, daß er reuig und betend neben ihm auf diesen feuchten Steinen niederkniete. Nach beendeter Messe trat der Priester in die Sacristei. Louis war versucht, ihm nachzueilen mit der Bitte, seine Beichte zu hören; ein Scrupel jedoch hielt ihn zurück. Sollte er einem Andern — selbst unter der Gewähr unverbrüchlicher Verschwiegenheit — das entsetzliche Geheimniß anvertrauen, das ihm nicht angehörte? Nein, er mußte diese Oval allein tragen; jeder Versuch, seine Pein zu erleichtern, war Verrath an seinem Vater. Louis neigte, wie wir bereits erwähnt, zu mystischer Schwärmerei. Derselbe innere Trieb, der ihn in die Kirche gezogen hatte, steigerte seine Stimmung zu immer größerer Erhebung. Fast eine Stunde lang verharrte er so in Leid und Andacht versunken. Gott das Sühnopfer seiner heißen Thränen darbringend

und trotz aller Leiden mehr und mehr innerlich gehoben und gestärkt. Diese Kirche, kahl und kalt wie ein Grab, vermehrte nur noch die Glut seiner Seele, und er schwang sich über die geborstenen Wölbungen hinaus zu jenem Himmel der Gläubigen, wo Engelschaaren ihn empfangen, ermuthigten und belohnten.

Dieser zwanzigjährige Gerechte wandelte seinen Kreuzesweg und genoß von der Höhe seines Calvarienberges die herben Freuden des Opfers. Indem er zu Gott flehte, ihn auf seinem schweren Gang zu erleuchten und zu stützen, gelobte er sich der Kirche, falls ihm der Sieg über seinen Vater gelingen sollte; er wollte dann im Priestergewand den Freuden der Welt absterben. Ein rührend kindliches Gelübde, wenn es auch nicht ganz aufrichtig war, und eigentlich den Herrn, dem es Bedingungen vorschrieb, hätte beleidigen können.

Als Louis aus der Kirche trat, lag das Dorf von den lehren Strahlen der milden Abendsonne vergoldet da; herbstlicher Duft stieg von den gemähten Wiesen, den gelb gewordenen Bäumen kräftig empor. Die Häuser glühten im Abendschein, und aus den Ställen erscholl das Gebrülle der Rinder, das Louis wie ein wohllautender Gesang vorkam. Die lächelnde Heiterkeit der Natur schien ihm eine Antwort Gottes.

Die Todesträume und düstern Bilder flatterten aufgescheucht davon, den Vogelschaaren nach, die den blauen Luftraum kreuzten.

Nein, ein solches Verbrechen kann nicht gelingen, wenn Gott unendlich gut und groß ist! flüsterte Louis; und er ging hinab, wenn auch nicht getröstet, doch beruhigt und gestärkt. Sein Sinnen richtete sich nun auf Frau von Fouchy. Jetzt athmet sie wohl in ihrem schönen Park den Duft des Lebens und der Gesundheit ein; vielleicht steht sie über die Terrasse geneigt und pflückt die letzten, zu ihr aufrankenden Blumen. Arme Frau! Wie allein und verlassen sie ist! Ah, wenn doch wenigstens Jemand sie liebte! Wenn er, der Sohn des unglückseligen Arztes, das Recht hätte, die theure Kranke immer zu umgeben, sie offen zu beschützen! Aber würde sie denn sein reines, uneigennütziges Mitgefühl verstehen, würde er Etwas damit ausrichten können?

Bei diesem Punkt angelangt, gerieth Louis' Einbildung etwas auf Abwege, und als er zu seinem Vater heimkehrte, hatte die heftige Aufregung des Morgens einer eigenthümlichen Heiterkeit Platz gemacht. Der alte Céret, der auf ein Gespräch voll stürmischer Bitten gefaßt war, stieg gerüstet und gepanzert aus dem Wagen; diesmal gedachte er sein Spiel besser zu verdecken. Aber als er seinen Sohn so

viel ruhiger wiederfand, rief er, wenn gleich nicht ganz frei von Verdacht, ihm zu:

Nun, ist dein großer Zorn jetzt verraucht?

Ich habe über die Sache nachgedacht.

Darf man das Resultat deiner ernstesten Ueberlegung wissen?

Louis erröthete wie Jemand, der im Begriff ist zu lügen.

Sie haben mir oft gesagt, lieber Vater, der Gedanke an mein Glück sei stets Ihr liebster Traum gewesen.

Ja, gewiß; das habe ich gesagt und wiederhole es: ich liebe dich rasend, mein Junge, weißt du das?

Ich weiß es; deßhalb will ich Ihnen auch von meinem Glücke sprechen . . . Als ich Sie so dringend um die Erlaubniß bat, Frau von Fouchy behandeln zu dürfen, so geschah es, weil . . .

Louis zögerte.

Nun, sprich weiter, du Hasenfuß, rief mit possierlichem Ton Vater Céret, den Blick fest auf die Augen seines Sohnes gerichtet.

Weil ich sie liebe und von ihr geliebt sein möchte, sagte Louis einfach mit fester Stimme, indem er gewaltsam das heftige Pochen seines Herzens niederkämpfte.

Ei, was willst du mir da aufbinden? versetzte der Doctor spottend und seinen Sohn scharf musternd.

Ich vertraue Ihnen ein Geheimniß an, das ich gestern selbst noch nicht kannte, das mir aber heute durch meine große Angst zum Bewußtsein gekommen ist.

Warum nicht gar! Du willst mich zum Besten haben!

Vater Céret argwöhnte eine Kriegslist; Louis' Argument war geschickt gewählt.

Nicht wahr, ergriff dieser lebhaft wieder das Wort. Sie würden mich Frau von Fouchy behandeln lassen, wenn Sie die Hoffnung hätten, sie Tochter zu nennen?

Du willst sie heirathen? rief Vater Céret und wich einen Schritt zurück.

Halten Sie für möglich, daß ich sie verführen wollte?

Hm, dann wäre es mir allerdings so lieber, brummte der Alte, dem es zu dämmern begann. Doch nein, du willst mir nur eine Falle stellen. Sieh dich nach einem Andern dafür um!

Wie? Sie glauben nicht, daß ich diese anbetungswürdige Frau lieben könnte, die obendrein so sanft, so klug und so unglücklich ist?

Du, verliebt? Ah, geh doch!

Ich versichere Sie feierlich, rief Louis und faltete die Hände. Der arme Junge fürchtete wahrscheinlich,

nicht genug zu lügen, obgleich er doch mit großer Naturwahrheit den Begeisterten spielte.

Und wenn du Frau von Fouchy liebtest, was ginge mich das an? Zu einer Heirath gehören Zwei.

Aber wenn ich Ihnen sage, daß ich sie liebe, so weiß ich eben, daß auch sie mich lieben wird.

Hat sie dir's gesagt?

Nein, aber ihr armes, trauriges, einsames Herz fühlt das Bedürfniß, verstanden und beschützt zu werden. Ja, gewiß, sie wird mich lieben, seien Sie dessen versichert.

Teufel! Teufel! Das wundert mich! Und der finstere Mann rieb sich die Hände. Wenn das nicht wahr ist, überlegte er, so könnte es doch mit etwas Geschicklichkeit wahr gemacht werden; und diese Aussicht, durch welche Solignac als Mitschuldiger überflüssig würde, erleichterte ihm das Spiel und verbürgte ein günstiges Resultat.

Louis glaubte, der Vater zögere noch.

Oh, mein Vater, fuhr er lebhaft fort, indem er all seinen Muth zusammen nahm, um die Komödie glücklich zu Ende zu spielen, wenn Sie mir Ihre Hülfe leihen wollen, so heirathe ich die Gräfin, und Ihre Wünsche sind erfüllt.

Die heutige Jugend kennt keine Zweifel! Also gut, ich bin dabei. Mache, daß du geliebt wirst, liefere mir

Beweise dafür, und ich übergebe dir meine Patientin zur Behandlung.

Oh. Sie sollen sehen! Sie sollen sehen, mein Vater!

Ja, ja, ich werde sehen; ich werde dich überwachen und dir im Nothfall beistehen. Nun komm, mein Junge, und laß uns Frieden schließen! Ich zerreiße meine Recepte! Weg mit den Fläschchen! Es lebe die Gesundheit, der Frohsinn und die Liebe! Und vorwärts mit der Hochzeit!

Indem der Alte, der schon die Millionen klingen hörte, so sprach, erhitzte er sich immer mehr und wurde fürchterlich in seiner Freude. Er streckte seinem Sohn die Hand hin, dieser näherte die seine.

Topp! Schlag ein, mein Junge, das ist nun abgemacht. Du hast einen Monat Zeit. In dreißig Tagen, um diese Stunde, mache ich den Antrag für dich. Nimm dich zusammen, daß ich keinen Korb bekomme, denn ich wäre untröstlich über eine solche Schlappe und im Stande . . .

In einem Monat; ich bin es zufrieden, murmelte Louis, der um jeden Preis Zeit gewinnen wollte und von diesem Aufschub Alles hoffte.

Ich hole eine Flasche Kometenwein, versetzte der Doctor; die wollen wir diesen Abend auf den glücklichen Erfolg leeren und auch auf deine Heimkehr, die wir noch gar nicht gefeiert haben. Und

leichtfüßig, wie ein junger Mann, lief der alte Doctor in den Keller, während der Sohn tief bewegt zurückblieb, erschüttert von einem Gespräch, dessen Folgen er mit ruhiger Ueberlegung gar nicht auszudenken wagte.

VII.

Die Liebe.

Wir wollen uns der Versuchung erwehren, die Nebenumstände dieser Geschichte ausführlich zu erzählen, und daher über die Einzelheiten der jetzt für Louis und Olympia anbrechenden glücklichen Tage kurz hinweggehen. Es wäre sonst leicht, die beiden unschuldigen jungen Leute zu belauschen, wie sie im Park umherschweifen oder im dämmernden Salon zusammensitzen. Er glaubt aus Humanität Liebe zu heucheln, und sie bildet sich ein, nur dem Gefühle der Dankbarkeit nachzugeben. Der Herbst naht seinem Ende; der Wald wird lichter, des Morgens liegt weißer Nebel auf der Landschaft; noch läßt man die Fenster offen, und noch sind nicht alle Blumen verwelkt; allein im Salon zündet man gern ein knisterndes, prasselndes Feuer an, welches hauptsächlich Aug und Ohren erfreut. Jeden Morgen kommt Louis, um die Gräfin zu begrüßen. Olympia, nunmehr der Aengstlichkeit entledigt, welche die zahlreichen Medicamente stets in ihr unterhalten halten, befolgte gar kein ärztliches Regime mehr,

sondern überläßt sich furchtlos jeder Lust und Laune. Sie fühlt sich allmählich wie neugeboren und vertauscht gerne die Verklärung des Todes mit den Reizen des Lebens.

Wie die Prinzessin im Märchen wartet sie in ihrem Schlosse Tag für Tag auf den treuen Freund, der ihr Luft und Freiheit bringen soll. Es werden hundert Projecte zu Spaziergängen gemacht, man begrüßt den schwächsten Sonnenstrahl, man läßt sich nicht Eine Viertelstunde Duft und Sonnenschein entgehen. Lachend und plaudernd durchschreitet man die Alleen und überläßt sich ganz und gar dem Lustgefühl, was hundertmal mehr werth ist, als langes Schweigen und Nachsinnen. Giebt es noch eine äußere Welt? Man weiß es nicht. Und doch müssen jenseits des Schlosses noch andere Geschöpfe existiren, da man mitunter kleine Ausflüge zu Zwecken der Wohlthätigkeit unternimmt. Allein man kümmert sich kaum um diese Fremden; man lebt, träumt und hofft; bisweilen zittert man vor einem unbestimmten Vorgefühl, einem Verdacht oder einem noch nicht ausgesprochenen Wort. Man wagt auch keinen Ausblick in die Zukunft; gestern war sie noch so traurig, daß es heute vermessen wäre, an dauerndes Glück zu glauben. Man freut sich des Tages, genießt

den Augenblick und giebt sich beseligt jenem harmlosen Egoismus hin, welcher Niemanden verletzt.

Das hinderte freilich nicht, daß Louis Céret im Grunde seines Herzens die furchtbarsten Aufregungen empfand. Nach dem Abschluß des Waffenstillstandes zwischen ihm und seinem Vater war er zitternd aufs Schloß zurückgekehrt, voll Entsetzen über die Lüge, mit welcher er Frau von Fouchy's Gesundheit für einen Monat erkauft hatte. Rechtschaffen und ehrlich wie er war, hatte er keiner Regung von Eitelkeit oder Ehrgeiz nachgegeben, als er diese Ausflucht erfand. Er war sich bewußt, daß man Zeit gewinnen müsse, und er hatte einen Monat gewonnen. Das war viel. Es war Nichts, falls die Gräfin nicht hinreichende Kräfte gewann, um einem indirecten Rath zur Flucht oder zu einer Reise folgen zu können. Es war Alles, wenn Olympia, der Gesundheit völlig wiedergegeben, dem Doctor trotzen, oder noch besser, ihn verabschieden konnte. Aber Welch ein Unternehmen! Wenn es nach Ablauf dieses verhängnißvollen Monats Louis nicht gelungen war, Olympia zu entfernen, wenn sie darauf bestand, zu bleiben und sich vom alten Céret behandeln zu lassen, konnte er ihr dann auch noch auf Schritt und Tritt folgen und immer gerüstet sein

zu ihrer Rettung aus neuen, unbekanntem Gefahren? Wie viele Nächte verbrachte der junge Arzt in Nachdenken und Gebet! Welch Entsetzen erfaßte ihn, wenn er die Tage zählte! Mit welcher Angst pflegte und umgab er die theure Genesende! Sein Vater schützte zahlreiche Patienten vor, welche ihn abhielten zu kommen. Er hielt treulich Wort; nur wollte er rechtzeitig interveniren, wann es galt, die neue ersehnte Entwicklung zu beschleunigen.

Düster und aufgeregter, wenn er allein war, wurde Louis plötzlich heiter in Olympia's Gegenwart. Unaufhörlich lächelte er ihr zu und beruhigte sie, indem er sich selbst beruhigte. Er vergaß, daß er eine Rolle spielte. Und indem er auf die unschuldigste Weise sprach und angehört wurde, fand er Gegenliebe. Von Zeit zu Zeit prüfte er sein Gewissen; allein da er die Wichtigkeit seiner Doctorsrolle überschätzte, war er himmelweit entfernt, seine eigne verführerische Macht zu ahnen, oder gar zu glauben, daß er selbst die Gräfin liebe. Seiner Ueberzeugung nach betrog er seinen Vater und handelte nur von reinem Mitgefühl bewegt, allein der Unselige belog nur sich selbst und ergriff die Hand der Gräfin, nicht um das Fieber zu beobachten, sondern um sie in der seinen zu fühlen und zu halten.

Was Olympia betrifft, so gab sie sich keinerlei Rechenschaft und fragte nach Nichts. Sie dankte Gott für den jungen schönen Vermittler; sie gedachte seiner beim Erwachen und wiederholte sich beim Einschlafen all die zärtlichen und ernsten Worte ihres jungen Beichtvaters. Sie war glücklich und verlangte nicht zu wissen, um welchen Preis. Freie Herrin ihrer Handlungen, brauchte sie weder üble Nachrede noch Verläumdung zu fürchten und ließ sich von Herzen gerne retten. Unter dem Hauch dieser reinen Liebe beruhigte sich ihr Herzschlag, und ihre Wangen wurden wieder frisch und voll. Ihre so lange gelähmten Kräfte gewannen neuen Schwung; sie wagte zu lachen und versuchte zu singen. Es war ein herrlicher Monat! Man bemerkte weder das Fallen der Blätter, noch die ungesunden Nebel. Die Sommerkleider wurden nicht abgelegt, und die Herzen waren voll Duft; es herrschte ein ewiger Frühling wie auf Calypso's Insel. Wer könnte dieses Feenmärchen schildern, das viel zu wahr ist, um erzählt zu werden? Versetze dich, lieber Leser, in die Einsamkeit eines reizenden Schlosses, folge am Wiesenrand durch schattige Alleen den Schritten eines jungen, schönen Paares, das sich liebt ohne es zu wissen; fasse allen Wohllaut, alle Anmuth und Liebenswürdigkeit zusammen — und verlange nicht,

daß wir auch nur Ein Wörtchen von jenen kindlich erhabenen Gesprächen der beiden Liebenden wiederholen oder die kleinste Skizze entwerfen von diesem lichtumflossenen Bilde!

Inzwischen hatte Vater Céret seine Zeit nicht verloren; er lachte und rieb sich die Hände, als wollte er die Haut zerreiben. Er lauerte auf den Tag und die Stunde, an welchen der Termin ablief, und ohne seinen ausweichenden Sohn je mit der kleinsten Frage zu behelligen, beobachtete er die Fortschritte einer Liebe, welche in der Einsamkeit ganz unmerklich bis zur Unheilbarkeit großgewachsen war. Wenn man ihm von seinem Sohne sprach, so seufzte er und schien die Faulheit des jungen Mannes zu beklagen, der die schönste Zeit seines Studienlebens in diesen fast kindischen Plaudereien vertändle. So streute er kleine Verläumdungen aus, welche sein scharfes Lächeln den Hörern einprägte, und das ganze Land, das heißt acht bis zehn sogenannte bürgerliche Familien des Cantons, sprach von dem Liebesverhältniß der Gräfin Fouchy mit dem jungen Céret. Auf diese Art sicherte der alte Doctor sich zahlreiche Mitschuldige.

Eines Tages gelangte ein Echo dieses Geredes zu Solignac. Diesem Herrn ward überdies die Zeit lang. Die Rebhühner wurden immer seltener, hingegen

hatten seine Gläubiger in Paris seine Adresse erfahren und belästigten ihn; vergebens hatte er einige Mal beim Doctor vorgesprochen, ohne ihn zu finden. Er paßte ihm auf den Straßen auf; allein der schlaue Alte schien ihn zu fliehen und schlug durch einen tückischen Zufall allemal gerade die Wege ein, auf welchen sich der ungeduldige Erbe nicht befand. Eines Abends jedoch, als Herr Céret von seinen Fahrten heimkehrte, fand er den Jäger in seiner Küche am Feuer installiert und seiner wartend; dies schien ihm nicht im Mindesten unangenehm zu sein. Mit einem Lächeln auf den Lippen erkundigte er sich nach dem Anlaß dieses Besuches.

Ich bin leidend, sehr leidend, Doctor, antwortete Solignac; ich fürchte, ich habe die Krankheit meiner armen Cousine.

Oh, warum nicht gar! Sie werden an keinem Herzleiden sterben!

Wie können Sie das wissen? entgegnete Solignac grinsend, aber mit wilden Blicken.

Ich irre mich nie, versetzte Vater Céret trocken.

Und doch haben Sie sich einmal geirrt, als Sie mir ein Unglück vorhersagten, welches, Gott sei Dank, nicht eingetroffen ist! Dabei erhob Solignac seine Augen voll Zerknirschung zu dem Tragbalken der Küchendecke.

Ich habe Nichts vorausgesagt; ich constatirte nur die Wahrscheinlichkeit.

Und ist diese Wahrscheinlichkeit noch immer dieselbe?

Immer.

Solignac wurde hochroth vor Zorn; seine Hände zitierten, als wenn die Versuchung zu einer Ohrfeige sie in Bewegung setzte; er biß sich in den Schnurrbart, um eine Verwünschung oder einen Vorwurf zu unterdrücken. Die Gegenwart der alten Haushälterin, welche vor dem Herd ab und zu ging, schüchterte ihn ein wenig ein.

Wollen wir nicht in Ihr Cabinet eintreten, lieber Doctor?

Recht gern, antwortete Vater Céret gleichmüthig. Als sie sich allein befanden, verschränkte Solignac die Arme und sagte, mit seinem Gesicht ganz nahe an das des Doctors herankommend:

Sie sind ein niederträchtiger Schuft, verstehen Sie?

Ich glaube. Sie haben nicht den gebührenden Respect vor meinen weißen Haaren, erwiderte mit vollkommener Heiterkeit und einem leichten Lächeln der alte Céret.

Das wäre auch der Mühe werth! Du hast mich bestohlen, hörst du? Aber ich bringe dich dafür um!

Da müssen Sie wohl Acht geben, nicht krank zu werden, denn ich würde dann Ihre Behandlung übernehmen. — Und der Doctor sagte das, mit den Augen blinzeln, als wenn er die harmloseste kleine Bosheit gesagt hätte.

Was habe ich hören müssen? versetzte Solignac: daß dein Sohn sich im Schlosse eingenistet hat, daß er meine Cousine gar nicht verläßt; da soll's Spaziergänge, Serenaden, ein Girren ohne Ende geben! Das war nicht ausgemacht.

Was wollen Sie? warf der Doctor ein; ich werde alt und brauche eine Stütze. Louis versteht soviel wie ich, Ich habe ihm die Gesundheit Ihrer lieben Verwandten anvertraut und garantire Ihnen, daß er sie gut behandelt.

Er behandelt sie nur zu gut. Das ist eine Schändlichkeit ohne Gleichen! schrie Solignac mit der Entrüstung eines ehrlichen Mannes. Dein Sohn soll also meine Cousine heirathen?

Nun, was wär's, wenn ich diesen großen Ehrgeiz hätte? entgegnete ruhig der alte Doctor, der, froh, daß diese Scene ihm einen Vorwand bot, ein Ende zu machen, seinen Mitschuldigen mit den Blicken durchbohrte.

Was? das wärst du im Stande? stammelte Salignac, vor Wuth schäumend.

Warum nicht? Die kleine Wittwe hat Verstand und Geschmack. Wenn sie findet, daß Louis mit seiner Redlichkeit und seinem Talent einen Edelmann ohne Geist und ohne Ehre aufwiegt, so sehe ich nicht ein, was es für ein Unglück wäre, wenn sie diesem Einfall nachgäbe.

Aber das ist ein Raub an mir!

So treten Sie als Mitbewerber auf!

Oh! Ich werde dieses höllische Complot zu hintertreiben wissen, versetzte Solignac; dessen Wuth aus den blutunterlaufenen Augen leuchtete. Was dich betrifft, elender Giftmischer . . .

Bei diesen Worten erhob er den Arme um dem alten Céret, der mit keiner Muskel zuckte, ins Gesicht zu schlagen. Bevor jedoch seine Hand auf das Antlitz des Alten niederfiel, ward Solignac heftig bei der Faust gepackt und einige Schritte weit zurückgeschleudert. Es war Louis, der zugehört hatte und nun bleich, aber in furchtbarem Zorn eintrat.

Sie beschimpfen meinen Vater; hinaus! sagte er mit bebender Stimme.

Solignac wollte lachen.

Ah! Zum Teufel! Die Komödie ist vollständig!

Schweigen Sie! schweigen Sie! wiederholte Louis mit dem Fuße stampfend und seinen Kopf schüttelnd, als ob er von vorn herein die entsetzlichen

Beschuldigungen abwehren wollte, die er kommen sah.

Und wenn ich nun nicht schweigen will, ehrfurchtsvoller Sohn?

Dann werde ich Sie tödten; denn das, was Sie wagen würden mir zu sagen, dürfen Sie außerhalb dieser vier Wände nicht wiederholen.

Dieses Haus ist eine Mördergrube, heulte Solignac, hier herrscht eine wahre Mordwuth! Der junge Wolf fletscht auch schon seine Zähne.

Ja, mein Herr, ich werde Sie tödten! rief Louis, der ihn nicht wollte reden lassen.

Der arme Junge war von Sinnen, er verschluckte seine Thränen und ballte die Fäuste. Solignac war nicht feige in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes; aber was blieb ihm zu thun? Er dachte auf einen geschickten Rückzug, öffnete die Thüre und stellte sich auf die Schwelle:

Auf Wiedersehen, meine Herren; und gut Glück! zischte er durch die Zähne; ich gehe morgen aufs Schloß und erwarte Sie dort.

Nun, so können wir ja die Gräfin zur Schiedsrichterin wählen, entgegnete mit unbekümmerter Miene der alte Céret, den diese Scene gar nicht angegriffen hatte.

Sie! im Schloß! rief Louis, dem nun erst der stürmische Aufruhr seiner Seele klar machte, mit welcher glühender, ungeahnter Zärtlichkeit er Olympia liebt, — Sie, im Schloß!

Warum nicht? Gehen Sie doch auch hin! Ich werde wenigstens mit leeren Händen hingehen.

Nun ist's genug, mein Herr, versetzte Louis, dem Ersticken nahe. Das Maß der Beschimpfung ist voll, und wenn Sie keine Memme sind, so werden Sie mir Genugthuung geben!

Mit Pillen vielleicht? Danke! Das werde ich nicht!

Elender! . . . und Louis wollte auf ihn losstürzen. Die dürre Hand seines Vaters hielt ihn am Arm zurück, während Solignac mit solcher Gewalt die Thüre vor ihm zuschlug, daß das ganze Haus zitterte. Louis' Kraft war zu Ende. Er bedeckte sein Gesicht und schluchzte laut auf, um nicht zu ersticken. Der Arzt, mit dem Ellbogen auf den Kamin gestützt, blieb eben so ungerührt wie bei dem physischen Schmerz eines Patienten; er sah ihn an und erwartete das Ende der Krisis.

O mein Vater! mein Vater! rief Louis, ist es denn möglich, daß man Sie so behandeln darf?

Allerdings, mein Junge. Vieles ist möglich; aber du bist auch zu rasch. In was mengst du dich? Dieser Solignac ist ein Narr; du hast ihn gehindert, mich zu

schlagen, nun wird er auf ein anderes Rachemittel sinnen . . . Man muß seine Feinde niemals in den Fall bringen, Ideen zu bekommen. Pah! An, einem Faustschlag stirbt man nicht! Ein ander Mal überlasse mir die Sorge um mein Ansehen.

Wie! Ich sollte zusehen, wie man Sie beschimpft! . . . und Sie könnten eine solche Schmach ertragen! Sie! Sie, mein Vater!

Ein fahler Schein überflog des Doctors Augen. Ein Lächeln voll grauenhaft furchtbarer Ironie vervollständigte die Bedeutung dieses Aufblickens. Louis fürchtete sich vor dieser scheinbaren Feigheit. Sein Vater verbarg ihm das Geheimniß seiner Wiedervergeltung.

Was willst du, mein Junge? nahm gutmüthig der alte Céret das Wort. Er war in seinem Recht, dieser Solignac. Er ist mir in die Falle gegangen. Nun hätte ich ihm gern diesen Abend eine kleine Befriedigung seines Rachegefühls gegönnt. Damit hätte er sich zufrieden gegeben. Du kommst immer zur unrechten Zeit.

O Mutter, Mutter! lispelte Louis, der Lehren kindlicher Ehrerbietung gedenkend, welche ihm die Mutter so oft in der Kindheit eingeprägt hatte.

Nun, wie steht denn deine Angelegenheit, verliebter Jüngling? Morgen geht unser

Waffenstillstand zu Ende, und du hast gehört, daß Solignac uns auf dem Schlosse erwarten will. Soll ich den Heirathsantrag machen?

Dieser Mann hatte Recht, mein Vater; warum bin ich aufs Schloß gegangen! Warum hat Gott sie nicht von der Erde genommen, diese schöne, edle Frau! Vor einem Monat sagte ich Ihnen, daß ich sie liebe; damals habe ich gelogen. Jetzt erst liebe ich sie, und möchte leiden und sterben, um sie zu retten.

Nun also, Trompeten und Pauken herbei und den Notar geholt! Und die Gräfin?

Oh! Sie ist ein Engel an Güte, sie schauderte nicht vor mir zurück, als ich mich ihr zu Füßen warf, sie hieß mich nicht fortgehen, sie hat geweint, und gelächelt, und verziehen . . . Oh, wenn sie wüßte!

Gerade das wird ihr Solignac sagen. Deßhalb muß man ihm zuvorkommen und vor ihm auf dem Schlosse sein.

Solignac! . . . aber sie würde mich hassen, würde glauben, ich sei mit in diesem abscheulichen Complot gewesen.

Kind! Sie wird nur dir glauben, da sie nur dich liebt!

Sie liebt mich! O mein Gott! Das ist entsetzlich!

Sprich keinen Unsinn, mein Sohn; laß uns schlafen gehen.

Louis, den ein tiefer Gedanke seit einigen Minuten lebhaft beschäftigte, sagte dem Vater gute Nacht, zündete die Kerze an und stieg mechanisch die Treppe zu seinem Zimmer hinauf; man hätte ihn für einen Nachtwandler halten können. Seine Augen starrten, ohne zu sehen, vor sich hin, und der gemessene Schritt stach seltsam gegen die heftige Gemüthsbewegung ab, welche die eben geschilderte Scene in ihm hervorrufen mußte,

Vater Céret legte sich indessen trällernd nieder, trank seinen Thee und erwartete den Schlaf. Er hörte Louis in seinem Zimmer auf- und abgehen.

Armer Junge! sagte er vor sich hin, worüber mag er grübeln? Schlafe in Frieden, mein Kind, du sollst reich und glücklich werden!

Louis überlegte in der That. Es war eine feierliche Stunde. Er mußte die Gräfin zugleich vor Solignac's Project und vor den Absichten seines Vaters retten, und zwar, ohne den Handel zu verwirklichen, welchen er nur der väterlichen Habgier als Lockspeise hingeworfen hatte. Die Ueberlegung war lang und schmerzlich; als er sie beendet hatte, erhob er sich mit völligem Frieden im Herzen, nur seine Augen leuchteten. Er horchte, ob Alles still im Hause sei, ob sein Vater schlief, dann verließ er das Zimmer, schlich leise die Treppe hinab und sprang

aus einem Parterrezimmer in den Hof. Hier wandte er sich dem Stall zu, führte die alte Stute heraus, und nachdem er das Gitter, das in den Angeln ein wenig knarrte, langsam geöffnet hatte, ritt er im Galopp davon und schlug die große Straße nach der nächsten Stadt ein.

VIII.

Der Tod.

Der Doctor begann sein Tagewerk regelmäßig mit einem Besuch bei seiner alten Stute. Das war die einzige Patientin, welche er mit Vergnügen behandelte, und Gott weiß, ob er sie jemals krank werden ließ. Er trat daher, wie gewöhnlich, am Morgen nach jenem stürmischen Tage in den Stall; aber der Halfter hing an der Krippe, Zaum und Sattel waren verschwunden.

Oho! Was soll das bedeuten? brummte der unerschütterliche Philosoph, der nicht an Diebe glaubte. Er sah sich um und gewahrte das halbgeöffnete Fenster. Louis ist zeitig ausgeritten; wo kann er sein? Im Schlosse? Ueber Land? Das ist ein sonderbarer Spazierritt.

Und zum ersten Mal seit dem Beginn dieses Drama's fühlte sich der eiserne Mann bewegt. Er war für Gewissensbisse zu verhärtet, um sich zu sagen, daß die Hand Gottes Louis allmählich in das finstere Räderwerk dieser Begebenheit hineingezogen habe, und daß die allzulang verhöhnnte ewige Gerechtigkeit

nunmehr das Glück, vielleicht das Leben seines Kindes als Lösegeld einfordere. Nein, solche Sentimentalitäten kamen an diesen praktischen Stoiker nicht heran. Er fürchtete, Louis könne abermals etwas an seinen Plänen verrückt haben; ganz unbestimmt dachte er auch an die Möglichkeit eines Selbstmordes. So vergingen zwei Stunden der Ungeduld, Louis kam nicht zurück. Wo sollte man ihn suchen? Bei wem ihn erfragen? Endlich hielt Vater Céret es nicht mehr aus; er nahm seinen Stock, um zu Frau von Fouchy zu gehen, da hörte er, zusammenfahrend, ein wohlbekanntes Wiehern. Seine Stute kam in starkem Trabe heran.

Da bist du ja, Herumstreicher! Nachtwandler! rief er dem in den Hof einreitenden Louis von der Haustürschwelle entgegen. Aber mehr konnte er nicht sagen, so befremdend erschien ihm das Aussehen seines Sohnes. Bleich, doch mit stolzem, sicherem Blick, mit triefendem Haar und festgeschlossener Lippe sah Louis zugleich entgeistert und doch befriedigt aus. Es war, als hätte der Schrecken seinen Ritt beschleunigt, und doch schien er eine gute Kunde zu bringen. Sein Vater, der ihm schweigend absteigen half, bemerkte, daß die Stute mit Schweiß bedeckt war; zum ersten Mal trieb

er das arme Thier in den Stall, ohne daran zu denken, ihm Hafer vorzuwerfen.

Vater und Sohn traten ins Haus.

Willst du mir wohl sagen, was das bedeutet? fragte der alte Céret. Woher kommst du?

Mein Vater, antwortete Louis weich, indem er aber nach blässer wurde, ich bringe Ihnen Ruh und Ehre wieder.

Wo hast du sie aufgelesen?

Ein Mann hat Sie beschimpft; ich habe ihn gefordert, mich mit ihm geschlagen und ihn getödtet. Und Louis sah seinem Vater stolz in die Augen.

Dummkopf! rief dieser aus, du machst nichts als Ungeschicklichkeiten; du kommst immer zu früh.

Wäre er am Leben geblieben, so hätte ich mich tödten müssen, sagte Louis mit großem Ernst.

Oh, die Kinder! Die Kinder! murmelte der Alte.

Wir müssen zu vergessen suchen, mein Vater; Sie Ihre hochfahrenden finstern Träume; ich die Vision von Glück und Liebe, deren ich nicht würdig war.

So hast du uns also zu Grunde gerichtet!

Klagen Sie nicht darum, ich habe Sie gerettet! Und wenn Sie für sich selbst keine Freude empfinden, so freuen Sie sich für mich, den Ihre unglückselige Liebe dem Tode so nahe gebracht hatte!

Aber wie konnte Solignac so dumm sein, sich zu schlagen?

Heute Nacht eilte ich zur Stadt und holte von dort zwei Freunde, zwei Studiengenossen. Diesen habe ich, ohne Sie zu verrathen, den erlittenen Schimpf erzählt und ihnen gesagt, was für eine Genugthuung ich wünsche, und heute Morgen pochten wir mit Tagesanbruch an Herrn von Solignac's Thüre. Er wollte wieder anfangen mit seinen Schmähungen; ich befahl ihm zu schweigen. Da kannte seine Wuth keine Grenzen mehr, er entriß uns einen der mitgebrachten Degen, und eine Viertelstunde später haben zwei Dorfbewohner, die dem Vicomte als Zeugen gedient, ihn bluttriefend fortgetragen. Mein Degen war wie ein rächender Blitzstrahl. Ich weiß nicht, wie es geschah, aber ich habe ihn ins Herz getroffen.

Nun, wahrhaftig! rief Vater Céret vergnügt aus, er hatte Recht gestern Abend. Er sollte am Herzen sterben. Alles wohl erwogen, ist es besser so, wie es gekommen ist. Dieser Solignac war sehr unbequem. Du weißt dich deiner Nebenbuhler nicht übel zu entledigen!

Um Gotteswillen, scherzen Sie nicht! erwiderte Louis, auf einen Stuhl hinsinkend, ich werde noch

lange dieses bleiche Gesicht mit den bläulichen Lippen voll blutigen Schaumes vor mir sehen.

Fürchtest du dich gar vor Gespenstern? Das fehlte gerade noch, um dich vollends als einen verunglückten Mediciner hinzustellen.

Ich glaube an Gott, mein Vater, das genügt mir. Ist es Ihnen recht, so verlassen wir diese Gegend, und Sie kommen nach Paris. Dort werde ich vielleicht in angestrenzter Arbeit das Vorgefallene vergessen können. Aber in jedem Fall werde ich mir auf ehrenhafte Weise eine Stellung erringen, wie sie Ihrem Ehrgeiz für mich entsprechen kann.

Und die Gräfin?

Oh! Reden Sie mir nicht von ihr! . . . Sie wird mich anklagen. Das ist eben das Opfer, das ich Gott darbringe. Ich wäre seiner Güte nicht werth gewesen, wenn ich nicht mein gebrochenes Herz in völliger Entsagung zu seinen Füßen gelegt hätte.

Du liebst sie also nicht, die reizende kleine Frau? warf der alte Céret süßlich hin, da er hoffte, diese letzte Saite nicht umsonst zu berühren.

Ob ich sie liebe! und Louis ergriff die beiden Hände seines Vaters, um sich besser ins Gesicht sehen zu lassen; sehen Sie denn Nichts? Ist Ihnen denn das menschliche Antlitz nichts als ein Bündel Muskeln ohne Empfindung? Ob ich sie liebe!

Sprechen meine Thränen und mein Ritt von heute Nacht und das Duell nicht laut genug? Eben weil ich sie liebe, möchte ich ihre Liebe nicht noch steigern. Ich wollte Sie täuschen; ich kannte mein eigenes Herz nicht und glaubte Anfangs, Liebe zu heucheln, um Zeit zu gewinnen zu ihrer Rettung. Der Himmel hat mich gestraft, oder vielmehr nein, er hat mich gesegnet. Zum Lohn für diese aufopfernde Lüge hat er mir die wahre unsterbliche Liebe gesandt; ich genieße nicht nur die Wonne, die selige Qual einer ächten Leidenschaft zu fühlen, ich bin auch geliebt worden! Und dies muß mir genügen. Ich werde ihrer würdig sein, indem ich ihr die Schmach erspare, mich ihren Gatten. Sie ihren Vater zu nennen!

Also bin ich es, der dir im Wege steht! Nun gut, ich werde dir aus dem Wege gehen.

Sie haben mich nicht verstanden. Ich habe eine andere Pflicht zu erfüllen. Ihr Glück erlauben Sie mir hinzuzufügen, Ihre Reue — das ist fortan meine Aufgabe; und ich werde mich ihr ohne Hintergedanken widmen.

Du bist zu gütig; meine Reue ist meine Sache; und ein anderes Glück als das deine, habe ich nicht.

So erhalten Sie es sich, Vater, indem Sie nie mehr von einer Heirath sprechen, die unmöglich ist. Ich bin fest entschlossen abzureisen.

Ist das dein letztes Wort?

Mein letztes.

So gehe, Eigensinniger! Aber wenn die Gräfin stirbt?

Die Gräfin ist jetzt gerettet. Wenn mein Fortgehen ihr Kummer verursacht, so wird selbst dieser Schmerz zu einem erregenden Element in ihrem Leben werden. Die Leiden ohne Grund haben sie krank gemacht, die Wirklichkeit kann ihr nur zu Statten kommen.

Alle Wetter! Ein herrlicher Schluß! Was für ein pedantischer Liebhaber du bist!

Lieber Vater, ich muß in die Stadt, um mich dem Gerichte zu stellen. Der Lärm von meinem Duell wird bald dahin gelangt sein; erlauben Sie mir Ihren Wagen zu nehmen, um hinzufahren; aber vorher habe ich noch einige Briefe zu schreiben.

Und Louis, den der Schmerz, die Schande, und was ihm an Illusionen und Wünschen noch übrig geblieben, tief niederdrückten, eilte in sein Zimmer und schloß sich dort ein. Als Vater Céret allein war, dachte er einige Minuten nach, nahm dann seinen Hut, bürstete ihn sorgfältig, wählte tadellose Handschuhe und begab sich auf den Weg zum Schloß. Ein kühner Gedanke war ihm durch den Kopf gefahren. Es handelte sich darum, sein Genie zu

bethätigen und durch einen gewagten Zug die Lösung herbeizuführen, der Prüderie seines Sohnes zum Trotz. Eine Viertelstunde nachher zog er triumphirend die Glocke am Gitter.

Olympia war sehr verändert. Das war nicht mehr jene luftige Traumgestalt, die wir zu schildern versucht haben, das glänzende Blond der Haare bildete gleichsam einen Goldgrund für das regelmäßige Oval des Gesichtes. Die Augen hatten ihren vollen Glanz wiedergewonnen, und um die halbgeöffneten Lippen schwebte ein reizendes Lächeln. Gesundheit und Jugend strahlten jetzt vereint mit dem Glanz des Liebesglückes aus ihrem Wesen; Alles in ihr athmete Freude, Erwartung, Poesie; es war von dem Druck der langen Krankheit Nichts zurückgeblieben, als eine wunderbare Zartheit der Empfindung und eine fast wollüstige Weichheit, die in Wahrheit einer keuschen Wehmuth und poetischen Andacht entsprang. Mit überströmender Herzlichkeit empfing sie den Doctor; allein dieser hatte beim Eintreten sein Gesicht in väterlich kummervolle Falten gelegt, worüber die Gräfin stutzte.

Was ist Ihnen? sagte sie, des Alten Beklommenheit bemerkend.

Ah, gnädige Frau, heute bin ich herzkrank und suche Rath und Heilung bei Ihnen!

Sprechen Sie, was giebt es? entgegnete Olympia lebhaft, den Doctor zu einem Sessel drängend.

Er ließ sich wie vernichtet hineinfallen und schüttelte den Kopf.

Was es giebt? Daß der Tag, an dem mein Kind dieses Haus wieder betrat, ein sehr verhängnißvoller war, und dennoch hatte Gott seine Absichten, als er ihn hieher sandte!

Frau von Fouchy war betroffen, den Namen Gottes zum ersten Male von des Doctors Lippen zu vernehmen, und doch stimmte der Gedanke zu ihren eigenen Träumereien.

Hören Sie mich, gnädige Frau, fuhr der alte Céret fort. Wir glauben uns in diesem Dorfe weit von der Welt und ihrer Verläumdung; wir handeln unschuldig nach unserm besten Wissen, und währenddem lauern uns doch die Leute auf, beobachten uns, und es scheint, daß über Louis' häufige Besuche im Schloß viel geredet wird.

Was liegt daran? sagte Olympia erröthend, steht mir nicht die freie Wahl meiner Freunde zu?

Es scheint nicht, daß dies die Meinung eines Ihrer Verwandten, des Herrn von Solignac war.

Mit welchem Recht wagt es Herr von Solignac . . .

Er wird es nicht mehr wagen, Madame.

Was wollen Sie damit sagen?

Louis, dessen ritterlichen Eifer ich nie im Stande sein werde zu dämpfen, wollte diesem unglücklichen Sittenrichter den Mund stopfen. Das war nicht leicht. Herr von Solignac war ein Duellant, mein armer Sohn versteht nur die Lanzette zu führen.

Sie ängstigen mich! rief Olympia erbleichend aus.

Beruhigen Sie sich. Louis hatte in dieser ersten Operation eine glückliche Hand; Herr von Solignac ist todt.

Und er? Ist er verwundet? fragte Frau von Fouchy, deren Herz sich dem durchdringenden Blicke des Alten mehr und mehr enthüllte.

Er ist unversehrt; aber moralisch fühlt er sich nur um so unwohler. Er will sich sogar dem Gericht ausliefern!

Mein Gott! Kann man ihn denn richten? Ihn verurtheilen? Wir müssen ihn verbergen, Doctor. Er muß fort, weit, weit von hier!

Ja wohl! Fliehen! Uns verlassen, uns nie wiedersehen! Das wünscht er allerdings selbst am dringendsten, der Undankbare!

Wie? stotterte Olympia, ich verstehe Sie nicht.

Es ist doch sehr einfach. Louis ist ein Ehrenmann. Er hat Herrn von Solignac gezüchtigt; aber nun will

er sich selbst ebenfalls züchtigen. Als er herkam, Sie zu retten, eine Krankheit zu bekämpfen, in welcher ich mich ehrlich gestanden — ein wenig verwickelt hatte, dachte er nicht entfernt daran, daß man ihm eines Tages aus seiner Aufopferung ein Verbrechen machen würde. Aber, zum Kukuk, warum haben die Patientinnen auch solche Augen? Louis entfernt sich nun, um sie nie mehr zu sehen, diese schlimmen Augen, in die er zu seinem Unglück allzu tief geblickt hat!

Olympia senkte rasch die Wimpern. Eine Minute lang herrschte Stille. Der alte Céret, der sich ganz in den Ton eines sentimentalischen Schauspielvaters hineingeredet hatte, beobachtete mit blinzelnden Augen die Wirkung dieses kleinen Manoeuvres.

Aber wird er nicht wenigstens kommen, mir Lebewohl zu sagen? entgegnete mit Anstrengung und zögernd Frau von Fouchy.

Vater Céret verzog das Gesicht. Er fand, daß die Gräfin sich gar zu leicht in die Abreise seines Sohnes ergab.

Jetzt gilt es den Hauptstreich, sagte er zu sich; zünden wir die Lunte an und lassen dieses Herz in die Luft springen.

Ich glaube nicht, gnädige Frau, fuhr er mit lauter Stimme fort, daß Louis jemals wieder den Fuß in

dieses Haus setzt. Zwischen ihm und Herrn von Solignac sind entsetzliche Worte gewechselt worden. Das Echo hat sie aufgefangen und brauchte sie nur hier zu wiederholen, um mein armes, so reines und aufopferndes Kind mit Tod und Schande zu treffen.

Was für Worte? Erklären Sie sich.

Das ist sehr schwer, gnädige Frau; o ich zögere nicht meinetwegen. Auf dem Punkt, einen so guten, edlen, hochherzigen Sohn für immer herzugeben, einen Helden, der seltner Weise zugleich ein Gelehrter ist, — kann ich nichts weiter thun, als mein Haupt allen Demüthigungen beugen. Aber Louis würde mir diese Mittheilung nie verzeihen, die seine Bescheidenheit verletzen muß, indem sie ihn in seiner ganzen Hoheit zeigt.

Doctor, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir Alles, was vorgefallen ist; Sie quälen mich entsetzlich mit Ihrer Zurückhaltung. Ich wäre undankbar gegen Sie, gegen . . . Ihre Familie, wenn ich nicht mein Theil an Ihrem Kummer forderte.

Es ist wahr, Sie verdanken ihm das Leben, sagte Vater Céret mit gut gespielter Unbefangenheit.

Ja, ich verdanke ihm die glücklichsten Tage, die süßesten, die Gott mir je beschert hat, entgegnete Olympia mit aufleuchtender Begeisterung. Um dieser

Schuld willen, die ich nie zu tilgen im Stande sein werde, beschwöre ich Sie, mir Alles zu sagen!

Die Lunte brennt, dachte der Doctor, nun vorwärts mit dem Pulverfaß. Er nahm eine demüthige und zerknirschte Haltung an und sagte:

Es scheint, daß Herr von Solignac sich nicht damit begnügte, Louis die Vertraulichkeit mit Ihnen, Frau Gräfin, vorzuwerfen. Wir sind arm und Sie sind reich, sehr reich. Man weiß, daß ich geizig bin; man dachte, Louis könnte es auch sein und in seinem wahrscheinlich sehr wohl berechneten Eifer nichts Geringeres beabsichtigen, als . . .

Wie! vor dieser Infamie ist Herr Louis zurückgewichen? Und wenn ich schließlich selbst wünsche, meines Vermögens halber geliebt zu werden, wer hat das Recht, sich darüber aufzuhalten? Und auf Olympia's Lippen spielte ein eigensinniges Lächeln voll Jugendübermuth.

Louis denkt nicht so, Frau Gräfin. Seine Redlichkeit sträubt sich gegen den bloßen Schatten eines Verdachtes; überdies hat der arme Junge eine Wunde, die noch mehr blutet. Dieser Herr von Solignac — er war zu Allem fähig — wagte sogar zu behaupten, ich hätte früher versprochen, Sie in seinem und meinem Interesse zu behandeln . . .

Das verstehe ich nicht, warf Olympia ein, den Blick unverwandt auf den alten Arzt geheftet.

Es ist sehr einfach, entgegnete ruhig der Doctor; das Interesse Herrn von Solignac's und Ihre Genesung standen sich schroff entgegen; er hätte Sie beerbt und konnte sich dann gegen den Arzt großmüthig bezeigen . . .

Weihe Abscheulichkeit! rief Frau von Fouchy aus und verbarg das Gesicht in ihren beiden Händen.

Nicht wahr? Es ist entsetzlich, so etwas anzuhören. Nun, es zu glauben, war noch entsetzlicher, und Louis hat dieser Anklage geglaubt.

Aber Sie haben sich doch vertheidigt?

Ich habe mich vertheidigen wollen . . . es scheint, daß ich mich schlecht vertheidigt habe . . .

Diese Worte wurden langsam gesprochen. Der teuflische Diplomat wollte verstanden werden. Er wollte durch sein Geständniß und auf die Gefahr hin, selbst recht erbärmlich zu erscheinen, Louis möglichst interessant und heldenhaft hinstellen. Frau von Fouchy wagte es, diesen Mann, der sich ihr zum ersten Mal aufschloß, zu betrachten. Allein ihr Abscheu war schwächer als das Mitleid und die Zärtlichkeit, welche sie plötzlich bei dem Gedanken an Louis erfaßte. Sie durchschaute das Märtyrthum ihres Freundes. Für sie hatte er mehr als den Tod

ausgestanden. Zu fragen wagte sie nicht, aber sie wartete. Vater Céret erkannte, daß der schmerzhafteste Theil der Operation vollzogen sei; das Messer stak in der Wunde und mußte nun herausgezogen werden.

Jetzt wissen Sie Alles, gnädige Frau; Louis wollte gleichzeitig meine Ehre retten und Ihr Leben, das ihm tausendmal theurer ist. Er war es, der mich zwang, ihm den Platz abzutreten; er war es, der Sie beschützt und gerettet hat; aber er ist es auch, der sie liebte und sich nun nach vollbrachtem Werk siegreich und verzweifelnd zurückzieht, nachdem er sein Leben aufs Spiel gesetzt hat. Er behält Nichts als bitteren Schmerz und das Gespenst meiner Schuld vor Augen. Oh! Die Heiligen, zu welchen Sie beten, haben sich den Himmel leichter verdient.

Olympia hatte sich erhoben. Ihre Augen funkelten. Der Doctor war geblendet und wollte seinen Sieg vollständig machen.

Was mich anbelangt, gnädigste Frau, so ist mein Entschluß gefaßt. Ich werde meinem Sohn keine Gemeinschaft auferlegen, die ihm verhaßt sein müßte. Ich habe ihm heute für immer Lebewohl gesagt. Für ihn ist vollständige Einsamkeit besser als meine Gegenwart, und wenn er stirbt, so kann er in der Ferne mir wenigstens verzeihen.

Olympia hörte nicht mehr zu; ihr Entschluß stand fest; sie hatte geschellt und ließ sich Hut und Shawl bringen, die sie eiligst anlegte.

Dank, Doctor, Dank für Alles, was Sie mir mitgetheilt haben, warf sie in hartem, abgebrochenem Tone hin und ließ Vater Céret mitten im Salon stehen. Eine Minute später hörte man das Gitter sich öffnen und klirrend wieder zufallen.

Ah! endlich! rief triumphirend der alte Arzt, aus voller Brust tief aufathmend. Das hat Anstrengung gekostet! Wie sie ihn liebt! Mit welcher Kraft sie die Thüre aufreißt! Geh, du wärest recht herzlos, wenn du ihr widerstehen könntest, mein armer Louis! Nun, fuhr er, gegen die Thüre schreitend, fort, ist meine Rolle ausgespielt; ich kann gehen . . . Es ist einerlei, fügte nach einer Pause dieser ungewöhnliche Mann schwermüthig hinzu, aber freilich hätte ich gern meine Enkel gesehen! Immerhin! Louis wird reich und glücklich . . . Was könnte ich mehr wollen? — Und so gleichmüthig wie sonst ging der Doctor fort, um einige Besuche in der Nachbarschaft zu machen.

Louis befand sich in seinem Zimmer; die kleinen Vorbereitungen zur Reise waren vollendet. Er schrieb und ließ in dem Briefe, der nicht bestimmt war, in seiner Gegenwart gelesen zu werden, seinem Herzen freien Lauf. Plötzlich hörte er Schritte auf der

Treppe. In der Angst, sein Vater könnte diese letzte bittersüße Stunde im Elternhause stören, springt er auf, um den Riegel vorzuschieben; aber die Thüre geht weit auf, und Olympia, erhitzt, athemlos, erschöpft von Müdigkeit. Aufregung und Liebe, erscheint auf der Schwelle.

Sie hier! rief Louis. — Seine Kniee zitterten, er fürchtete wahnsinnig zu werden oder zu sterben.

Ja, ich; ich komme Ihnen zu sagen, daß ich mit Ihnen gehe, wenn Sie fortgehen, daß Sie mich aber nicht so verlassen können.

Aber wer konnte Sie benachrichtigen?

Gleichviel. Hören Sie, Louis, es ist nicht mehr die Kranke, nein, eine Freundin, eine Schwester, Ihre . . . (oh! verweigern Sie mir den Namen nicht) Ihre Gattin ist es, die Sie beschwört, zu bleiben und sie zu hören.

Was sagen Sie da? Es ist unmöglich! entgegnete Louis wankend. Wenn Sie wüßten!

Ich weiß Alles, mein Freund.

Oh! nein, nein, Sie können nicht Alles wissen!

Ich weiß, daß Sie meine Feinde besiegt haben, daß Sie edelmüthig sind und fliehen wollen aus Furcht, Rechte auf meine Dankbarkeit, auf mein Herz zu haben. Ich weiß, daß wir Beide Waisen sind und daß die Trauer um Ihre Mutter nicht Ihr herbster Kummer

ist. Ihr Vater verließ mich soeben, er hat mir Alles gestanden. Ich habe ihm verziehen. Verzeihen auch Sie ihm, indem Sie in Ihr eignes Glück willigen.

Nein, nein, ich will sühnen; ich kann nicht vergessen, es ist unmöglich!

So wollen Sie mich lieber der Verlassenheit, dem Tode preisgeben, als gegen Ihre Scrupel ankämpfen? O warum haben Sie mich gerettet!

Sie zeigen mir den Himmel offen; diese Seligkeit hätte ich nie zu träumen gewagt!

Louis, im Namen Ihrer Mutter, verurtheilen Sie uns nicht; wir Zwei allein sind unschuldig; warum wollen Sie uns strafen? Ich reiche Ihnen die Hand, geben Sie mir die Ihre.

Oh! — seien Sie gesegnet! rief Louis und sank beseligt zu den Füßen der Gräfin nieder.

Eine Stunde später kehrten Frau von Fouchy und der junge Arzt Hand in Hand zum Schlosse zurück. Stille, ernste Glückseligkeit leuchtete auf ihrer Stirne wie in ihren Seelen. Olympia fürchtete, ihr Freund könnte ihr entschlüpfen, und schmiegte sich an ihn. Louis hingegen ließ sich leiten und dachte an Nichts und suchte Nichts in seinem Herzen als seine Liebe.

Vater Céret, der das Dorf nicht verlassen hatte, sah sie von Weitem vorübergehen; er versteckte sich, um nicht bemerkt zu werden.

Vorwärts! sagte er, ich habe hier Nichts mehr zu thun; sie werden meinen Segen nicht vermissen. — Der Doctor kehrte düster und nachdenklich heim. Er, der zu triumphiren gedacht hatte, fühlte sich tief im Innern besiegt. Er war ans Ziel gelangt, aber belastet mit seiner eignen Strafe und mit der Verachtung seines Sohnes. Er fühlte sich beinahe geneigt, an das zu glauben, was die andern Menschen Gewissensbisse nannten. Eine unbestimmte Furcht vor der Ewigkeit machte ihn ein wenig zittern. Seine Maske, die ihm das Blut in den Adern gerinnen ließ und nur noch an einem Faden hing, ermöglichte es ihm trotzdem, mit einem Anschein von Ruhe und Stoicismus seine letzten Anordnungen zu treffen. Er spannte sein Wägelchen an, gab vor, eine Rundfahrt zu machen, und peitschte trällernd die arme Stute, welche sich noch kaum von dem langen nächtlichen Ritt erholt hatte. Auf der Anhöhe angelangt, die das Dorf beherrscht, wendete Vater Céret seinen Wagen und betrachtete einige Augenblicke das Schloß.

Ich hätte mich doch gut ausgenommen auf dieser Herrschaft, sagte er leise. Pah! Es ist nicht zu viel für Louis und seine Kinder. Ei, sieh mal! Was ist das? fügte er hinzu, als er einen Tropfen über seine Wange herabrollen fühlte, ich glaube gar, ich weine! Und eine Minute lang besah er diese erste Thräne. Ob er

sie Gott geweiht? Wer kann es wissen. Er entkorkte ein Fläschchen, das er vorsorglich mitgenommen hatte, und leerte es auf Einen Zug.

Als Louis das Schloß verließ, brach die Nacht herein; er zögerte, nach Hause zu gehen; er sollte nun Aug' in Auge seinem Vater gegenüberstehen. Was sollte er ihm sagen? Zweifel und Unschlüssigkeit erfaßten ihn wieder. Er bemerkte einen Zusammenlauf vor dem Thor. Da soll ich arretirt werden, dachte er sogleich, da das Duell ihm wieder einfiel, das er seit dem Morgen vergessen hatte. Allein die Ursache dieses Auflaufes war der Wagen des Doctors; die Stute hatte ihn allein zurückgebracht; darin befand sich nur noch eine Leiche. Man lief Louis entgegen, um ihn vorzubereiten. Er wurde todtenblaß und beinahe ohnmächtig. Der Leichnam seines Vaters wurde auf ein Bett gelegt. Louis wollte ihm zur Ader lassen; allein es war vergebens, seine Kunst vermochte Nichts mehr, und schluchzend fiel er auf die Kniee. Die Leute achteten seinen Schmerz und zogen sich zurück; bald verbreitete sich die Nachricht, der Doctor sei am Schlagfluß gestorben. Louis hatte es gesagt, alle Welt glaubte es, auch Olympia. Louis allein wußte die Wahrheit über diesen Selbstmord

und bewahrte sie wie ein Geheimniß zwischen Gott und ihm.

Endnote.

1

Au clair de la lune,
Mon ami Pierrot, etc.